

HERRLICH

Das GJW-Magazin 01 | 2016

heimat



LESEZEIT



Am Anfang der Artikel findest du die ungefähre Lesezeit. So kannst du schnell einschätzen, ob du den Artikel eher in der Werbepause liest, oder lieber mal auf einer Busfahrt.

SCHARFE ZUNGE!



Manche Artikel enthalten bissigen Humor, Ironie oder Satire. Weil das nicht alle mögen, „warnen“ wir vor besonders scharfen Passagen (so gut wie möglich) mit Chilischoten.

PODCAST



Artikel mit einem Lautsprechersymbol kannst du dir auch anhören. Dazu kannst du entweder den QR-Code daneben scannen, oder die URL in deinen Browser eingeben.

ANWEISLICH

DIE GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR HERRLICH

RUBRIKEN IN DIESER HERRLICH-AUSGABE

WESENTLICH | Hintergrundartikel zum Titelthema dieser Ausgabe.

VERSTÄNDLICH | Schwierige Themen verständlich erklärt.

SATIRLICH | Hier erwartet dich Satire pur – was nicht bedeutet, dass alle anderen Artikel völlig satirefrei sind.

NÜTZLICH | Wie mache ich eigentlich ...? Hier gibt's die schnelle Antwort.

ABENTEURLICH | Spannende, herausfordernde oder prägende Erlebnisse einzelner Personen.

BESINNLICH | Spirituelles & Meditatives.

UNTERSTÜTZEN

Dir gefällt HERRLICH? Wir freuen uns, wenn du uns mit **3 Euro für dein Exemplar unterstützt**, damit wir HERRLICH weiterhin drucken und verschicken können. Du kannst das ganz einfach tun, indem du eine SMS* mit dem Inhalt „herrlich“ an die 81190 schickst.

Wenn du ein Smartphone hast, kannst dazu einfach den QR-Code scannen.



ABONNIEREN

Wenn du HERRLICH weiterhin kostenlos nach Hause bekommen möchtest, schicke uns bitte eine E-Mail mit deinem Namen und deiner Postadresse an herrlich@gjw.de.

*Eine Charity-SMS kostet 3 Euro plus deine normalen SMS-Gebühren. Von den 3 Euro kommen 2,83 Euro direkt HERRLICH zugute.

HEIMAT-STATEMENTS

Im Herbst vergangenen Jahres haben wir unsere Facebook-Fans gefragt, was sie unter „Heimat“ verstehen. Ihre Statements findet ihr über das vorliegende Heft verteilt. Außerdem spannende Zitate zum Thema von bekannten Personen aus Geschichte und Zeitgeschichte.

HERRLICH GEFÄLLT MIR!

Like us on Facebook:

[facebook.com/gjw.magazin](https://www.facebook.com/gjw.magazin)

VOR- WÖRTLICH

„HEIMAT IST EIN GEFÜHL,
DAS MAN MIT ANDEREN
MENSCHEN TEILEN MUSS.“

Dieser Satz der Journalistin Renate Zöllner fasst zusammen, was wir mit dieser HERRLICH-Ausgabe zum Thema „Heimat“ wollen: miteinander teilen, was wir unter Heimat verstehen und was Heimat uns bedeutet.



Denn: **„Heimat will geteilt sein!“** – so der Titel des Beitrags von Renate Zöllner in diesem Heft (S. 6-9). Mit Blick auf die großen Veränderungen, die gerade weltweit stattfinden, auf die zunehmende Mobilität und Vernetzung und die damit einhergehenden Konflikte, plädiert sie für einen neuen Heimatbegriff. „Die Heimat abzugrenzen gegen andere, bedeutet, sie schwach und angreifbar zu machen. Stärker wird die Heimat durch die Menschen, die sie lieben. Je mehr, desto besser.“ So versammeln wir in diesem Heft ganz unterschiedliche Beiträge und Erfahrungen zum Thema „Heimat“: ganz handfeste, die mit Ortswechseln, Reisen und Umzügen zu tun haben, aber auch solche religiöser oder spiritueller Art. Wir wollen dazu **ermutigen, befähigen, herausfordern**, Heimat neu zu denken und selbst zum Heimatgeber bzw. zur Heimatgeberin zu werden!

Volkmar Hamp
Referent für Redaktionelles
in der GJW Bundesgeschäftsstelle

Mirko Thiele
Referent für Kommunikation
in der GJW Bundesgeschäftsstelle

INHALTLICH

06 

WESENTLICH

RENATE ZÖLLER

Heimat will geteilt sein

10 

WESENTLICH

SAMANTHA MAIL

Home Is Where The Heart Is

14 

ABENTEUERLICH

ANTONIO ISRAEL

Einmal Fremde und zurück.
Meine Reise im Gebet

24 

BESINNLICH

GERRIT PITHAN

Der heimatlose Gott

26 

SATIRLICH

**TAMARA SCHENK,
MIRKO THIELE,
FRIEDE METZNER**

Ist es an der Zeit,
die Gemeinde zu wechseln?



34

VERSTÄNDLICH

PETER ROTH-WESTDICKENBERG

Musik und Heimat

42

VERSTÄNDLICH

SOPHIE CHARLOTTE RIEGER

Der Mensch als A und O.
Der Heimatfilm im 21. Jahrhundert



HERRLICH als Podcast findest du im iTunes-Store unter www.gjw.de/herrlich-itunes.

Auf www.gjw.de/herrlich_2016_01 kannst du dir die Artikel dieser Ausgabe ebenfalls einzeln anhören und herunterladen.

Die QR-Codes bei den Artikeln führen direkt zu den jeweiligen MP3-Dateien.



itunes



18

ABENTEUERLICH

DOROTHÉE BÖCKER

Home Sweet Home?
Wenn ein junges Paar
Zuwachs bekommt

20

BESINNLICH

UDO REHMANN U.A.

Mein Heimatcode.
Vier Statements

28

ABENTEUERLICH

KERSTIN GEIGER

In der Fremde Heimat finden.
Mein Jahr in Island

30

ABENTEUERLICH

SOPHIA DANIEL

Heimatgefühle?
Als Studentin in einer
neuen Stadt

32

ABENTEUERLICH

LISA HOCHHAUS

„Heimat ist für mich der Möhren-
eintopf meiner Oma!“
Ein Hauskreis zum Thema Heimat

44



NÜTZLICH

PIA KUHLMANN

Heimweh – Die Sehnsucht
nach der Heimat

46



BESINNLICH

VOLKMAR HAMP

Heimatgeber für Heimatlose.
Sechs Zusprüche des Propheten
Jesaja



HEIMAT WILL GETEILT SEIN



www.gjw.de/herrlich_2016_01



12:40 MIN

30,3 MB



Renate Zöller, Jahrgang 1971, ist Journalistin und hat selbst viele Jahre im Ausland gelebt. Mittlerweile ist sie in ihre Heimat bei Köln zurückgekehrt, jedoch beruflich immer noch viel unterwegs. Heimat ist für sie auch die Freiheit, weggehen und wieder zurückkehren zu können. Wer mehr von ihr zum Thema lesen möchte, dem empfehlen wir ihr Buch „Was ist eigentlich Heimat? Annäherung an ein Gefühl“ (Christoph Links Verlag Berlin 2015).

HEIMAT IN ALLER MUNDE

🕒 9 MIN Die Kölner Jazzfreunde treffen sich im „Heimathirsch“, Edgar Reitz' Film „Die andere Heimat“ wurde mit Lob und Auszeichnungen gefeiert, Agenturen und Firmen zieren sich mit ihr und Lebensmittel werben mit Bildern von glücklichen Familien vor blühenden, intakten Berglandschaften: Die Heimat ist in aller Munde. Auch politisch. Rechte „Heimatschutzbünde“ beanspruchen sie für sich, aber auch linke Umweltaktivisten oder „Wutbürger“ jeder Couleur. „Heimat ist ein nuttiger Begriff. Sie schmiegt sich an jeden, der sie benutzen will“, sagt der Ethnologe Professor Friedemann Schmoll. Es gibt aber auch ein leises, ein sehr persönliches, unpolitisches Nachdenken über Heimat. Die meisten verbinden diese Geborgenheit, Vertrautheit mit ihrer Kindheit. Offenbar fällt es sehr schwer, ein vergleichbares Maß an Vertrauen auch als Erwachsener zuzulassen. Und doch sehnen sich viele danach. Der Versuch, sich neu zu „beheimaten“ geht Hand in Hand mit einer Bewegung der „Entschleunigung“, mit einem wachsenden Wunsch, die eigenen Bedürfnisse zu erkennen und zu erfüllen. Viele Menschen suchen in Klöstern nach dieser inneren Ruhe, auf Pilgerpfaden oder in Meditationszentren. Auch solche, die sich bis dahin vielleicht nicht einmal als besonders religiös empfunden haben, nehmen sich eine „Auszeit“ in einem Kloster.

Auch Vereine oder Bürgerinitiativen können Identifikation und ein stabiles soziales Gefüge bieten. Es schafft Heimat, die Gestaltung der direkten Umwelt selbst mit in die Hand zu nehmen. Manche unterstützen lokale Firmen, indem sie regionale Produkte kaufen. Andere bewirtschaften Brachen in ihrem Stadtviertel. Viele helfen derzeit Flüchtlingen, sich zu integrieren. Die aktuelle Popularität des Heimatbegriffs überrascht die Psychologin Beate Mitzscherlich nicht. Es habe immer eine Art Wellenbewegung gegeben, sagt sie: „Je härter die Realität, umso mehr Bedürfnis nach heiler Welt.“ Deutschland sieht sie im Moment in einer Krise, ausgelöst durch die Globalisierung: „Wir leben gerade in einer Welt mit sehr viel Unsicherheit, Zerstörung und Bedrohung.“ Es interessiert heute sehr wohl, wenn in China der berühmte Sack Reis umfällt.

„HEIMAT IST EIN NUTTIGER BEGRIFF. SIE SCHMIEGT SICH AN JEDEN, DER SIE BENUTZEN WILL.“
(FRIEDEMANN SCHMOLL)

Wenn irgendwo auf der Welt Weizen zu Spottpreisen hergestellt werden kann, betrifft das auch den Weizenbauern im kleinen bayrischen Dorf.

Die heutigen Rentner arbeiteten teilweise ihr ganzes Leben lang in einer Firma an einem Ort. Heute ist maximale Flexibilität gefragt, Mobilität eine Voraussetzung, um Karriere zu machen. Firmen wandern ab oder heuern billige Arbeitskräfte aus dem Ausland an. Der Krieg in Syrien, die Okkupation der ukrainischen Krim durch Russland, die bürgerkriegsähnlichen Kämpfe in Libyen und im Jemen – sie spielen auch in unserem Leben eine Rolle. Unter anderem dadurch, dass nun so viele Flüchtlinge nach Deutschland kommen. Menschen, die ihre Heimat verloren haben.

„Heimat ist für mich, wo ich mich nicht erklären muss.“

Dagmar



HEIMAT – EIN DEUTSCHES THEMA?

Wenn das Wort „Heimat“ diskutiert wird, dann geschieht das meist als ein sehr deutsches Thema. Das Wort lässt sich kaum in andere Sprachen übersetzen. Auch die Symbolik von Hirschgeweih und Alpenglühfenster funktioniert nur hierzulande. Heimat als „heile Welt“ in einer intakten Umwelt, die es gegen äußere Einflüsse, gegen die Moderne zu bewahren gilt. Dabei ist das Gefühl von Heimat universell. Jeder Mensch, egal wo auf der Welt, sehnt sich nach ihr – sei es in der ländlichen Idylle, in der Großstadt oder im Nomadenzelt zusammen mit der Familie. Ich habe mit vielen Menschen zu diesem Thema gesprochen: Die meisten verbinden sie mit ihrer Kindheit oder Jugend, als sie noch unbeschwert auf die Hilfe und den Schutz ihrer Eltern vertrauten. Offenbar fällt es als Erwachsener schwer, ein solches Maß an Vertrauen und Geborgenheit zuzulassen. „Heimat ist der Raum, in dem wir uns sicher bewegen können“, sagt Beate Mitzscherlich.

Jahrzehntlang war Heimat in Deutschland ein vorbelasteter Begriff. In den beiden Weltkriegen hatte sie eine Propaganda-Rolle gespielt, die sie für lange Zeit diskreditierte. Frauen wähten sich an der „Heimatfront“, Soldaten kämpften an der Front vermeintlich für die Zukunft der Heimat. Der Parole „Heim ins Reich“ folgten unzählige Deutschstämmige aus aller Welt. Vor allem der Osten und die Mitte Europas wurden dadurch zu einer wüsten Zone des Todes für Millionen Menschen und der Heimatlosigkeit von weiteren Millionen. Nach dem Krieg war Heimat damit offiziell nur noch für die Ewiggestrigen ein Wert – und für die vielen Heimatvertriebenen, die aber teilweise mit ihren revisionistischen Forderungen noch zur Diskreditierung des Heimatbegriffs beitrugen. Heimatfilme und -romane boomten. Bisweilen linderten sie Schmerzen und förderten die Integration in den neuen Lebensraum, doch stärker noch waren sie wegen revisionistischer Aspekte im intellektuellen Diskurs bis in die 80er Jahre verpönt. Erst dann gelang es linken Umweltaktivisten, die Vereinnahmung des Begriffs „Heimat“ von Rechts zu durchbrechen.

HEIMAT LÄSST SICH KAUM IN ANDERE SPRACHEN ÜBERSETZEN. AUCH DIE SYMBOLIK VON HIRSCHGEWEIH UND ALPENGLÜHEN FUNKTIONIERT NUR HIERZULANDE.

HEIMAT ALS NEUE HERAUSFORDERUNG

Nun steht der gerade erst wiederentdeckte Heimatbegriff in Deutschland plötzlich vor einer völlig neuen Herausforderung. Denn jetzt sind wir gezwungen, auch über die Heimat der 1,1 Millionen Flüchtlinge nachzudenken, die 2015 nach Deutschland kamen – und derer, die noch kommen werden. Sie führen uns täglich vor Augen, was der Verlust von Heimat bedeuten kann. Wir sehen, welche Strapazen und teilweise Todesrisiken junge Familien auf sich nehmen, um aus ihr zu entkommen. Wir sehen auch das Leid derer, die noch dort sind. Aber wir sehen auch das „Andere“ in ihnen, das uns Fremde. Und ihre große Anzahl macht vielen hierzulande Angst.

Vor allem der Islam, der den muslimischen Einwanderern in ihren Ländern Heimat bot, wird hier zu einem Problem. Religion ist nicht nur Glaube. Sie verbindet Menschen miteinander, die an denselben Gott und an dieselben Werte glauben. Sie spendet Vertrauen und damit Sicherheit. Wer auswandert, verlässt auch seine Moschee, in der er sich mit anderen Gläubigen traf, den Imam, dessen Predigten er verfolgte, die Teestube oder andere Treffpunkte, in denen man sich austauschte. Die Selbstverständlichkeit des muslimischen Alltags und damit ein ganzes Milieu gehen verloren.

Auch in Deutschland gibt es Teehäuser und Moscheen, aber Immigranten aus vielen Ländern, also mit ganz unterschiedlichem kulturellen Hintergrund, teilen sie sich: Syrer, Türken, Afrikaner. Die Mehrheitsgesellschaft begegnet ihnen mit Misstrauen. Besonders nach den Übergriffen auf der Kölner Domplatte in der Silvesternacht 2015 – verübt von kriminellen jungen Männern, die sicher kaum regelmäßige Moscheebesucher sind – steht der Islam für viele unter dem Generalverdacht der Gewaltbereitschaft und Frauenfeindlichkeit. Nicht alle Flüchtlinge suchen in Deutschland eine neue Heimat. Wer vor Krieg flieht, sucht zunächst einfach Sicherheit. Aber ein großer Teil träumt sicherlich davon, sich in Deutschland auch dauerhaft ein neues Leben aufzubauen. Wenn die deutsche Gesellschaft diesen Immigranten die Möglichkeit geben will, sich wirklich zu integrieren, dann muss sie ihnen auch die Chance geben, die neue Heimat zu lieben, ihre Werte zu verstehen und zu teilen. Dazu bedarf es aber,

”

Heimat ist für mich ein Mensch, den ich liebe.

Luisa

“



so Mitzscherlich, eines aktiven Prozesses der Beheimatung. Drei wesentliche Grundlagen nennt sie dafür: Die Zugezogenen, egal ob aus dem nächsten Dorf, Land oder Kontinent, brauchen soziale Nähe. Sie müssen das Gefühl haben, ihr Leben in die eigene Hand nehmen zu können, die Regeln in der neuen Umgebung zu verstehen. „Wenn Leute in Heime gesperrt werden, nicht arbeiten dürfen, keinen Kontakt zu Deutschen haben – wie sollen sie sich dann integrieren?“, fragt die Psychologin. Und schließlich muss die Anwesenheit genau an diesem neuen Ort für den Betroffenen Sinn ergeben. Religiöse Menschen, so Mitzscherlich, nennen das eine göttliche Fügung.

HEIMAT UND RELIGION

Es ist ein filigranes Zusammenspiel von Emotionen, das für alle das Zusammenleben und damit den kleinen Sicherheitsraum Heimat prägt. Der Glaube kann dabei eine wichtige Rolle spielen. „Religion schafft Heimat in der Weite und Unübersichtlichkeit der modernen Welt“, sagte der Hamburger Weihbischof Hans-Jochen Jaschkes in einer Rede im Religionsforum der Konrad-Adenauer-Stiftung 2012. Gerade für Muslime, die ihre Wurzeln aufgegeben haben und in ein fremdes Land, eine säkularisierte Welt mit einer verwirrenden Vielfalt von Möglichkeiten und Eindrücken kämen, sei der Glaube wichtig. „Glaube, Religion, eine religiöse Kultur bilden unter diesen Gegebenheiten wichtige Elemente für die Stiftung und Bewahrung der Identität der Einzelnen und ihrer Gruppen.“

Wie wichtig diese religiöse Identität ist, hat beispielsweise Tanja erfahren. Die junge Bosnierin wuchs in Deutschland auf. Sie war noch ein Kleinkind, als ihre Mutter mit den Kindern über versteckte Bergpfade aus der umlagerten Stadt Sarajevo flüchtete. Tanja kann sich nicht mehr daran erinnern. Sie ging in Berlin in den Kindergarten, machte ihr Abitur, bekam einen Studienplatz an der Humboldt-Universität, war politisch aktiv. Sie strebte lange danach, ihre Herkunft zu verleugnen, sich vollständig zu integrieren, ganz „Deutsch“ zu werden. Aber am Ende fühlte sie sich doch immer wieder darauf reduziert, Ausländerin zu sein.

Als junge Frau begann Tanja, sich für den Islam, die Religion der Bosniaken, zu interessieren. Doch fehlte ihr der Anschluss an eine Moschee. In Berlin sind die Moscheen türkisch-arabisch geprägt, Tanjas Mutter zog deshalb die serbisch-orthodoxe Kirche vor.

Tanja fand erst in Sarajevo Anschluss. Den Moment, als sie nach einer scheinbar unendlichen Autofahrt als 21-Jährige den Fuß das erste Mal in ihrem Leben auf bosnischen Boden setzte, empfand sie gleichsam als mystisch. Alle Probleme, alle Frustrationen über ihr Leben in Berlin seien gleichsam durch diesen Fuß heraus aus ihrem Körper in die Erde Sarajevos gegliedert, erzählt sie. In der von Kriegsfolgen und Korruption gebeutelten Stadt fand Tanja endlich, was sie im reichen Deutschland immer vergeblich gesucht hatte: Heimat.

Es reicht also nicht, sich anzupassen. Man muss auch seine eigenen Wurzeln und kulturellen Traditionen leben können. Und die deutsche Gesellschaft muss diese Andersartigkeit, die Tanja empfand, aushalten. „In einer Einwanderungsgesellschaft muss Heimat immer mit Pluralität, mit Respekt vor der Differenz einhergehen“, erklärt Mitzscherlich.

HEIMAT WILL GETEILT SEIN

Das ist also die neue Aufgabe der Heimatfreunde: aus der Kuschel-ecke der heilen Welt herauszutreten und den Neuankömmlingen die Türen zur neuen Heimat zu öffnen, ohne sich gegen deren Anderssein zu sperren. Es sind derzeit vor allem die rechten „Heimatschützer“ wieder lautstärker zu hören, etwa auf den Demonstrationen der Pegida. Kein Wunder: Die Flüchtlinge – und allen voran natürlich diejenigen, deren Integration missglückte – erinnern uns daran, dass wir unser eigenes kleines Stück „heile Welt“ gerne schützen und bewahren wollen.

Aber wie soll man die Heimat „schützen“? Und wovon? Heimat ist ein sehr persönliches Gefühl. Sie ist kein Land und keine Nation, sie kennt keine physischen, geographischen Grenzen. Zur Heimat gehört der nervige Nachbar ebenso wie die geliebte Oma, der italienische Pizzabäcker an der Ecke und der rumänische Obstverkäufer, der mit seinem Lieferwagen extra vor dem Haus der älteren Nachbarin hält, damit sie nicht so weit laufen muss. Heimat ist kein einsamer Ort. Sie will geteilt sein. Sie lebt von den Menschen, die sie gemeinsam lieben. ■



„Heimat ist für mich,
wo Erinnerungen
mich wärmen.“

Bastian



HOME IS WHERE THE HEART IS

UNSER ZUHAUSE IST, WO UNSER HERZ IST



Samantha Mail

ist Heimatgeberin für drei quirlige Mädels, einen südafrikanischen Ehemann und zwei norwegische Waldkatzen. Außerdem arbeitet sie im GJW als Referentin für die Arbeit mit Teenagern, Jugendlichen und Jungen Erwachsenen.

🕒 9 MIN „Home is where the heart is.“ So pink und kitschig, wie dieser Postkartenspruch auch sein mag, so aussagekräftig ist er gleichermaßen. Unser Zuhause ist dort, wo wir uns mit all dem, was wir sind und was uns ausmacht, hingezogen fühlen und uns investieren. „Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“, heißt es so schön in Matthäus 6,21. Unser Zuhause als der Ort, an dem all das, was uns lieb und teuer ist, seinen sicheren Platz hat.

Dieses Zuhause, an das wir unser Herz verschenken, kann unterschiedliche und sich immer wieder verändernde Formen annehmen. Von geografischen Orten, Lokalitäten und Gebäuden über Menschen, Erfahrungen, Musik, bestimmten Gerüchen und Emotionen kann uns alles Mögliche das Gefühl von Heimat vermitteln.

Aber wie sieht es mit einem Zuhause bei Gott aus? Wie sieht es mit unserer geistlichen Heimat aus? Wenn unser Zuhause der Ort ist, an den wir unser Herz verschenken, wenn dieser Ort der Ort ist, an dem wir unseren größten Schatz haben, dann müsste es doch – rein theoretisch – auch den Ort geben, an dem wir bei Gott zu Hause sind. Im Hier und Jetzt und nicht erst dann, wenn es in den Gemeindeansagen heißt, wir wären „in der vergangenen Woche heimgegangen ...“

Die Frage für uns Christen ist wahrscheinlich viel weniger, ob es diesen Ort der geistlichen Heimat gibt, als vielmehr, wie dieser Ort überhaupt aussieht? Wie können wir ihn gestalten und in ihm leben?



www.gjw.de/herrlich_2016_01



10:34 MIN
25,2 MB

EINEN ZUGANG ZU GOTT FINDEN

Das Wundervolle an meinem Beruf als Pastorin ist, dass ich immer wieder die Gelegenheit bekomme, mich mit den unterschiedlichsten Menschen auf den Weg zu machen. Es ist die Einladung, sie auf den verschiedensten Lebensstrecken zu begleiten. Immer und immer wieder geht es darum, einen Zugang zu Gott zu ermöglichen.

Dabei ist es egal, ob jemand ganz am Anfang steht und mit Gott, Jesus und Kirche „nichts am Hut“ hat, oder ob er als lebenslanger Christ auf dem Sterbebett liegt. Sie alle haben eines gemeinsam: die Erkenntnis, dass Naturwissenschaften, Politik und Wirtschaft nicht auf alle Lebensfragen eine Antwort haben. Es ist die Feststellung, dass es im Leben auch eine „heilige“, „spirituelle“ Dimension gibt, die sich nicht auf einfache Formeln, Zahlen und Regeln reduzieren lässt. Es ist der Hunger nach etwas, das sich nicht durch pure Fakten, Statistiken und Wahlergebnisse stillen lässt.

Begibt man sich auf die Suche nach dieser „heiligen“, dieser „spirituellen“ Dimension des Lebens, bekommt man schnell die Grenzen unserer menschlichen Sprache zu spüren. Wie das in Worte fassen, was so gänzlich unfassbar scheint? Wie Liebe, Glaube, Hoffnung, Leben in der Fülle, in der Gegenwart Gottes quantifizieren und woran festmachen?

DAS LEBEN ALS GESCHENK WAHRNEHMEN

Spiritualität ist so ein wunderbares Modewort geworden! Es ist in, „nicht religiös“ und dennoch „spirituell interessiert“ zu sein. Dabei ist der Interpretationsraum, was der einzelne unter Spiritualität versteht, scheinbar grenzenlos. Fulbert Steffensky schreibt: „Worte können Irrlichter sein, und ich habe den Eindruck, Spiritualität ist ein solches. Ich verstehe die Sehnsucht der Menschen, die nach einem solchen Wort greifen. Sie sind es müde, mit der banalen Oberfläche des Lebens zufrieden zu sein. Sie sind es müde, in ausgeleuchteten Räumen zu leben, die kein Geheimnis mehr bergen ...“ (Steffensky, Schwarzbrotspiritualität).

Und gerade, weil Menschen – Christen genauso wie Nichtchristen – es müde sind, sich mit der banalen Oberfläche des Lebens zufrieden zu geben, weil sie wissen, dass es einfach mehr im Leben gibt als Autofahren, Einkaufen, die Inbox zu checken und Versicherungen zu bezahlen, ist die Suche nach Spiritualität, nach einer geistlichen Heimat, genau die Suche, auf die wir uns begeben sollten. Diese Suche wird das Bewusstsein bestärken, dass unser Leben ein Geschenk ist. Sie wird das Bewusstsein bestärken, dass uns unser Atem geschenkt worden ist. Sie wird unser Bewusstsein bestärken, dass uns dieses außergewöhnliche Geschenk anvertraut worden ist und es darauf ankommt, wie wir mit ihm umgehen und was wir aus ihm machen.

Bei der Suche nach der eigenen Spiritualität kommt es daher nicht darauf an, spirituelle Erfahrungen in eine Liste von „richtig“ und „falsch“ umzuwandeln. Es geht nicht darum, einen instrumentalierten Verhaltenskodex zu entwickeln oder gar andere davon zu überzeugen, sie seien auf dem falschen Weg der Erkenntnis. Nein, es kommt darauf an, wie wir mit diesem Bewusstsein, dass das Leben ein Geschenk ist, umgehen.



DEN EIGENEN SPIRITUELLEN WEG FINDEN

Ich höre die berechtigte Kritik an Kirche und etablierter Religiosität – und dennoch bin ich davon überzeugt, dass traditionelle religiöse Praktiken ihren Platz haben. Sie sind im Grunde nichts anderes als bereits betretene, getestete und für gut befundene Pfade, auf denen andere uns auf ihrem Weg mit Gott vorausgegangen sind. Es sind Rituale, Praktiken und Übungen, die uns immer wieder daran erinnern, dass unser Leben ein Geschenk ist und es darauf ankommt, wie wir damit umgehen.

Diese Praktiken und Rituale sehen so unterschiedlich aus, wie auch unsere irdischen Wohnungen und Häuser unterschiedlich aussehen: Von Stille, Bibellesen, dem Einhalten des Sabbats und Lectio Divina (eine Methode der betenden Meditation über Bibeltexten), über Klavierspielen, Sport, genug Schlaf, gesunde Ernährung, Fasten und ehrenamtliches Engagement bis hin zu Kunstausstellungen, Festivals und bedeutungsvollen Unterhaltungen und vielem anderen mehr ist alles möglich auf der Suche nach der geistlichen Heimat.

Die Fragen „Wie und wo begegne ich Gott? Wo höre ich seine Stimme? Wo spüre ich seine Gegenwart?“ dienen dabei als Wegweiser und Kompass. Wegweiser und Kompass, nicht Druckerzeuger und Leistungsüberwacher! Diese Fragen sollen kein Regime von täglichem Gebet und Bibellesen erzwingen oder gar zu einem schlechten Gewissen führen. Sie sollen dazu einladen, im eigenen Leben Momente zu schaffen, in denen wir uns ganz bewusst unserem Schöpfer aussetzen, in denen wir sagen: „Hier bin ich. Ich warte auf dich!“ – im tiefen Vertrauen darauf, dass Gott sich offenbaren wird.



**DIE HERAUSFORDERUNG IST,
DASS JEDER VON UNS DIESE
REISE SELBST BESTREITEN
MUSS. NIEMAND ANDERES KANN
SIE FÜR UNS GEHEN.**

IN GOTTES GEGENWART SEIN

Ich bin davon überzeugt, dass wir lernen müssen, einen Rhythmus in unserem Leben zu entwickeln, der uns hilft, unsere geistliche Heimat zu entdecken, sie zu beziehen und letztlich in ihr zu leben. Ohne unser Zutun wird auch nichts passieren. Das Problem, das Mark Yaconelli so treffend beschreibt, ist, dass „wir einfach nicht mehr wissen, was es bedeutet, in Gottes Gegenwart zu sein. In unseren Gemeinden lieben wir es, über Gott zu diskutieren, Gott zu verteidigen, ihn zu beschützen oder für ihn zu werben. Wir reden mit Gott, wir singen Gott Lieder und wir dienen Gott. Die einzige Sache, für die wir wenig Zeit und Geduld haben, ist einfach Zeit mit Gott zu verbringen.“ (Yaconelli, Contemplative Youth Ministry)

Yaconelli lädt dazu ein, vor allem mit jungen Menschen, einzuüben, in die Gegenwart Gottes zu kommen. Weg von Worten, Aktionen und viel Gedöns – hin zur Stille, zu althergebrachten Traditionen. Und Traditionen, Rituale und Praktiken, die sich bewährt haben, gibt es in Hülle und Fülle. Sie stehen Schulter an Schulter mit emergenten, neuen, kreativen Ansätzen, die ebenso dazu einladen, sie auszuprobieren. Die Frage ist, ob man bereit ist, sich auf den Weg zu machen. Wie groß ist unsere Sehnsucht nach der eigenen geistlichen Heimat? Wie groß ist die Sehnsucht danach, bewusst Zeit in der Gegenwart Gottes zu verbringen?

Die Herausforderung ist, dass jeder und jede von uns diese Reise selbst bestreiten muss. Niemand anderes kann sie für uns gehen. Hier bedarf es ein wenig Eigeninitiative, um zu entdecken, was wirklich zu uns passt. Das, was für den einen spirituelle Heimat bietet, fühlt sich für den anderen wie eine enorme Bürde an. Das, was die eine ermutigt und stärkt, lässt die andere kalt und gelangweilt.

Die Einladung steht jedoch, uns unser eigenes geistliches Zuhause zu suchen, es langsam zu bauen, zu gestalten und darin zu leben. Wichtig ist dabei, nicht aus den Augen zu verlieren, dass ein Haus nicht an einem Tag gebaut wird, ein Umzug viel Vorbereitung und Ausmisten erfordert und ein Zuhause erst mit der Zeit entsteht. Die Reise dorthin kann allein oder mit anderen zusammen unternommen werden – immer in dem Wissen, dass das Zuhause der einzelnen am Ende völlig unterschiedliche Formen annehmen kann.

„Heimat ist für mich, wenn ich die Füße auf den Wohnzimmertisch lege.“

Tabea

NEUE DINGE BRAUCHEN ZEIT

Ich möchte uns Mut machen, uns auf diesen Weg zu begeben. Ich möchte dazu herausfordern, diszipliniert zu sein und nicht gleich wieder aufzugeben. Neue Dinge brauchen Zeit. Veränderungen müssen erst gewollt, dann umgesetzt und letztlich eingeübt werden. Und wie bei jeder guten Schatzsuche, kann der Weg manchmal nicht ganz gradlinig sein. Verlaufen und Verirren gehören mit dazu. Doch das Gefühl, wenn man schließlich den Schatz gefunden hat, ist einfach unbeschreiblich!

Ich lade euch ein, euch auf die Suche zu machen nach dem Ort, an dem euer Herz gut aufgehoben ist, euch auf die Suche zu machen nach dem Ort, an dem ihr zu Hause seid, euch auf die Suche nach Gott in eurem Leben zu machen. Denn das Leben ist ein Geschenk – und es kommt darauf an, was wir daraus machen! ■

Literatur:

- Ruth Haley Barton: Sacred Rhythms - arranging our lives for spiritual transformation.
- Brian D. McLaren: Naked Spirituality - a life with God in twelve simple words.
- Mark Yaconelli: Contemplative Youth Ministry - practicing the presence of Jesus with young people.
- Fulbert Steffenky: Schwarzbrotspiritualität.
- Rob Bell: DVD „Everything is spiritual“.

EINMAL FREMDE UND ZURÜCK

MEINE REISE IM GEBET



Antonio Israel ist Pastor in Glauchau und Mitglied im HERRLICH-Redaktionskreis.



www.gjw.de/herrlich_2016_01



14:25 MIN
34,4 MB

AUFBRUCH AUS DER HEIMAT

🕒 10 MIN Als Kind wachse ich in einer seit Generationen baptistisch geprägten Familie auf. Die Baptistengemeinde ist meine geistliche Heimat. Mit ihren Glaubenserkenntnissen und Besonderheiten bin ich vertraut. Das gilt auch für das Gebet. Ich lerne, dass Gebete am besten sind, wenn ich sie selbst formuliere. Noch besser sind sie, wenn ich sie laut vor der Gemeinde ausspreche. Ich glaube, dass Gott meine Gebete erhört und dass sie umso wirksamer sind, je öfter und intensiver ich bete. So verstehe ich das als Kind und Jugendlicher. Nun bin ich vom Typ her eher zurückhaltend, als Jugendlicher recht schüchtern. Laut zu beten vor der Gemeinde kann ich erstmal vergessen! Gebete selbst zu formulieren, geht gerade so. Sie sind eher „auf den Punkt gebracht“ – nicht groß ausschweifend, wie andere das können. Fragezeichen entstehen bei mir, ob mein Beten tatsächlich etwas bei Gott bewirkt. Ich gewinne mehr und mehr den Eindruck, dass Gutes und Schlechtes in meinem Leben geschieht – ganz egal, ob ich für das eine oder gegen das andere bete. Es geschieht alles einfach so – nach Gottes Ratschluss.

Mein größtes Problem habe ich jedoch damit, dass ich Gott nicht wahrnehmen kann. Mein Beten fühlt sich manchmal an, wie gegen eine Wand zu sprechen. Und das bringt mich ins Zweifeln, ob es da überhaupt ein Gegenüber gibt, das mir begegnen möchte. Darf das sein? Ich erfahre vieles anders, als es in meiner geistlichen Heimat üblich zu sein scheint. Mit mir stimmt was nicht! Meine Welt ist nicht so, wie sie sein sollte. Oder stimmt etwas mit meiner Heimat nicht?

Langsam wächst das Gefühl: Mir wird es in der geistlichen Heimat zu eng. Ich muss ausbrechen, aufbrechen. Doch wohin?

IN DER FREMDE

Während des Studiums befasse ich mich in einem Semester mit den Weltreligionen und schreibe eine Arbeit über den Zen-Buddhismus. Ich denke mir, dass eine intensivere Auseinandersetzung mit dieser Religion möglich ist, wenn ich sie nicht nur aus Büchern kennenlerne.

In Berlin finde ich ein buddhistisches Zen-Zentrum. An einem Herbstabend suche ich den ehemaligen Industriekomplex im Wedding auf. Versteckt in einem der dunklen Hinterhöfe finde ich schließlich eine verschlossene Tür. Es ist Licht. Ich klinge. Ein paar Momente später öffnet mir sachte eine asiatischstämmige, etwa vierzigjährige Frau. Ohne viele Worte zu wechseln, nimmt sie mich mit, einen längeren Gang entlang in einen größeren, sparsam eingerichteten Raum. Hier meditieren bereits fünfzehn Männer und Frauen, Europäer, einige in hellblauen Umhängen. An den vier Wänden sitzen sie aufrecht auf dem Boden, mit ihren Gesichtern zur Wand. Man schweigt.

„Einfach machen, wie die Anderen es machen!“, weist mich die Frau mit ruhiger Stimme an und teilt mir einen freien Platz zu. Ich setze mich auf den Boden, schaue die Wand an und bin still. Still. Ja, es ist wirklich still hier. Ich sehe nur die weiße Wand vor mir und kann mich einzig mit den Ohren vergewissern, was im Raum um mich herum geschieht. Ich würde es doch mitbekommen, wenn die anderen anfangen, etwas anderes zu machen als Sitzen? Wir sitzen. Und es ist still.

Na gut, ich wollte das so, denke ich. Und ich beginne mich auf das gemeinsame Stillsein einzulassen. Nach ein paar Minuten beginnt mein Bein einzuschlafen. Es juckt am Kopf. Darf ich kratzen? Es ist so still hier, man würde meine Bewegung auf jeden Fall hören.

Ich versuche, das Jucken zu ignorieren. Es wird erst schlimmer, dann irgendwann geht's. Eigentlich ist es auch mal schön, finde ich dann. Keine Gespräche, die mich beanspruchen. Keine Musik, die mich bedrückt. Nicht mal etwas, das ich beobachten könnte, außer dieser extrem gleichmäßig weiß gekalkten Wand.

Die Stille dauert an. Langsam werde ich unruhig. In mir steigt Wut auf. Tatendrang. Ich beginne, über mein Leben nachzudenken. Bin ich zufrieden mit meinen Lebensentscheidungen? Mann, ist das anstrengend! Ich merke, dass mir die ganze Sache hier sehr fremd ist. Doch finde ich das Fremde auch spannend, abenteuerlich. Nach einer weiteren gefühlten Ewigkeit und tausend Gedanken und Gefühlen erklingt plötzlich ein Gong. Endlich: Man steht auf, verabschiedet sich formal.

Im Gemeinschaftsraum herrscht dann ein fröhliches, familiäres Treiben. Es gibt Tee, Gespräche über Persönliches, über den Vortrag des Meisters am letzten Wochenende. Ich gehöre fast selbstverständlich dazu. Ich fühle mich wohl.

Einzelne erklären mir nach kurzem Kennenlernen, worum es in der Meditation geht: Die Stille lasse alle meine Gedanken und Gefühle frei, die ich im Alltag festhalte oder unterdrücke. Ziel sei es, diese alle loszulassen und nicht an ihnen zu hängen. Denn das Denken und Fühlen täusche mir nur vor, dass ich jemand sei, der sich von allem Anderen unterscheidet. Mein Geist täusche mir nur vor, dass ich mich von dem Sofa unterscheidet, auf dem ich sitze. Jede Unterscheidung des Einen vom Anderen sei eine Illusion, denn alle Existenz, alles Sein sei in Wahrheit

eins. Die Meditation helfe, die Einheit allen Seins, das All-Eine wahrzunehmen. Wer an den Punkt vor der Unterscheidung des Seins gelange, bekomme inneren Frieden.

In der U-Bahn muss ich den Abend erst einmal sacken lassen. Ich denke nach. Ganz unbekannt ist mir die Vorstellung der Zen-Leute nicht. Ich denke an Genesis 1. Vor der Schöpfung der uns bekannten Welt war es „tohu wabohu“ – wüst und wirr. Die Urflut. Alles war Eins. Auch so eine Art All-Eines. Und Gott ist es, der beginnt, dieses Eine zu differenzieren, zu scheiden in Licht und Dunkel, Wasser und Land. Die Zen-Meditierenden wollen – so vermute ich – mit ihrem Geist an diesen bestimmten Punkt des Tohuwabohu, des All-Einen zurück. An den Punkt vor der Unterscheidung.

Ich finde diese Betrachtung der Welt interessant und entschieße mich, regelmäßig zum Meditieren zu kommen. In den folgenden Wochen bekomme ich mehr Übung im Stillsitzen. Meine Gedanken kreisen immer noch, doch die Stille tut mir auch gut. Mir gelingt es, vieles loszulassen, und ich habe den Eindruck, immer tiefer in die Welt meiner Gedanken, meiner Gefühle, immer tiefer in meine Seele vorzudringen. Ich genieße es, mal nicht zu funktionieren, zu planen, zu hoffen, sondern einfach nur zweckfrei dazusitzen.

Im Angesicht des Tohuwabohu, des All-Einen, auf das wir uns konzentrieren, erahne ich, wie groß die Welt um mich herum ist und wie klein und zerbrechlich ich bin. Ein Hauch von Leben bin ich, ein kurzes Aufflammen einer Sternschnuppe am Abendhimmel der Weltzeit. Dass ich die meiste Zeit nicht auf dieser Welt existiere, ist für die Welt wohl

der Normalfall. Und meine momentane Existenz ist der Glücksfall. Mein Leben, ein Geschenk Gottes!

Ich beginne, mich tief zu freuen über das Geschenk des Lebens. Ich erkenne, dass meine Existenz abhängig ist von Gott – egal, ob es eine Illusion ist, dass ich mich vom Rest der Welt unterscheidet oder nicht. Es ist definitiv Gottes Wille, dass ich aus dem All-Einen hervorgehe. Und dafür werde ich ihm dankbar. Die Zeit vor der weißen Wand beginnt für mich eine Gebetszeit zu werden, eine Zeit mit Gott, voll Freude und Verbundenheit mit ihm. Nicht dem Tohuwabohu sehe ich ins Auge, sondern meinem Schöpfer, der mir diesen Hauch Leben schenkt. Ich habe hier in der Fremde etwas gefunden, was ich in meiner Heimat vermisst habe: Freude am Beten. Ein Beten ganz ohne zu formulieren und laut zu sprechen – und dennoch mit dem tiefen Eindruck, dass da ein Gott ist, der mich will. Ich merke aber auch, wo die Fremde und ich nicht so gut zusammen passen. Die Zen-Meditierenden suchen danach, die Schöpfung zu überwinden und ins All-Eine zurückzufinden. Ich dagegen freue mich, dass Gott das All-eine, das Tohuwabohu überwunden hat, um mich und alle Unterschiede dieser Welt ins Leben zu rufen. Wir sitzen hier zusammen, und laufen doch in entgegengesetzte Richtungen. Offensichtlich bin ich stark mit meiner geistlichen Heimat verbunden. Zu stark, als dass ich im Zen ein Zuhause finden könnte. Die Fremde bleibt mir fremd, und ich passe nicht so ganz hierher. Das Semester geht zu Ende, und ich entscheide mich, nicht weiter ins Zen-Zentrum zu gehen.

Heimat ist für mich dort, wo ich einfach sein kann – ohne Anstrengung und ohne Erklärung.

Tamara



EINE NEUE HEIMAT FINDEN

Wenig später erzählt mir eine Freundin begeistert von ihrem Aufenthalt in einem Kloster. Geschwiegen habe man da den ganzen Tag! Ich horche auf. Christliche Stille? Ich recherchiere. Im Netz stoße ich auf ein evangelisches Schweigekloster bei Goslar. Kurz entschlossen melde mich als Gast für eine Schweigeweche in den nächsten Semesterferien an. Zwei Monate später: Ich stehe vor einer sehr alten Mauer, die ein großes Gelände umrahmt. „Gethsemanekloster“ steht an der Klingel. Ein Mann Mitte 30 mit naturweißem Strickpulli öffnet mir, ein Mönch der Bruderschaft. Er führt mich bedächtig und mit ruhiger Stimme über das Klostergelände. Die Sonne flutet eine kleine Obstwiese, das Gras leuchtet gelbgrün. Hier und da stehen Bänke zum Ruhen. Mein Gepäck lassen wir im Wohnhaus, ein altes, dunkles Gemäuer, jedoch stilvoll eingerichtet mit rotem Teppich und zahlreichen Ikonenmalereien an den Wänden. Man schweige hier überall. Reden oder Hektik sei zu vermeiden. Der Mönch führt mich weiter durch die Gebetsräume, eine Ruine der Klosterkirche aus dem 12. Jahrhundert. Moderne Glasbauten ergänzen, wo Mauern und Dächer fehlen. Achtsam platzierte mittelalterliche Skulpturen und expressionistische Wandgemälde vollenden die stimmungsvollen Bauten. Gebetsmatten und Bänke sind auf ein Kreuz im vorderen Bereich ausgerichtet. Eine Atmosphäre des Heiligen, erfüllt von Leben und von Schlichtheit. Ich freue mich auf die Zeit. Nachdem ich mich in meinem Zimmer eingerichtet und die erste vegetarische Mahlzeit des Klosters zu mir genommen habe, bekomme ich eine Einführung in das Beten der Mönche hier. Beten sei keine Leistung, nicht etwas, was wir tun könnten, sondern beten sei ein Sein vor Gott. Er sieht uns an, und wir sehen ihn an. Wir lassen uns von ihm lieben, und wir lieben ihn. Der heilige Geist, der wie ein ständiger starker Strom zwischen Gott und uns fließe, bete für uns immerwährend zu Gott. Ausschweifende Reden vor Gott seien daher unnötig. Im Schweigen versuche der Beter alle Gedanken um gestern und morgen zur Ruhe zu bringen und sich ganz auf das Hier und Jetzt, auf die Gegenwart mit Gott zu konzentrieren.

Wie gegenteilig ist doch dieses Beten zum Beten meiner baptistischen Herkunft, wo Beten für mich gleich Reden oder Denken bedeutete. Beten ist hier auch kein Vorbringen von Anliegen. Dass Gott für mich sorgt, wird vorausgesetzt und muss nicht erst erbeten werden. Das ist neu für mich. Und ich mag es.

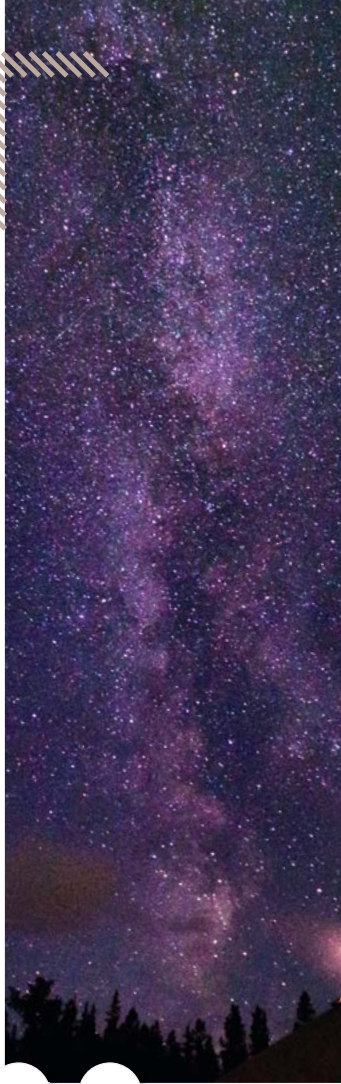
Neben den gemeinsamen Gebetszeiten mit den Mönchen bete ich an den folgenden Tagen vor allem allein. In der Gebetsecke meines Zimmers, in den Obstwiesen und Parkanlagen, in den atmosphärischen Kirchenräumen. Ich brauche etwas Übung, wieder richtig ruhig zu werden. Pläne für morgen, Ärger über Vergangenes kreisen im Kopf. Aber bald gelingt es mir wieder, in der Tiefe des Schweigens gegenwärtig zu werden, ganz im Hier und Jetzt zu sein.

Ich sehe wieder das Tohuwabohu, die Endlichkeit meiner Existenz. Doch soll es diesmal nicht dabei bleiben, sondern ich darf hier gemeinsam mit Christen meinem Schöpfer ins Auge blicken. Ich spüre, Gott ist hier. Und er ist jetzt. Er und ich sind gegenwärtig. Und er durchdringt mich mit seiner Liebe. Ich genieße die Begegnung voll Freude über jedes Leben, das besteht.

Gegen Ende der Klosterwoche merke ich einen Unterschied. Nicht mehr nur in den Gebetszeiten ist Gott gegenwärtig. Mittlerweile spüre ich ihn auch in den alltäglichen Dingen. Er ist da, wenn ich esse; wenn ich andere Menschen im Kloster grüße; wenn ich mein Zimmer sauber mache. Beten bedeutet: sein vor Gott, egal, was ich dabei mache.

Nach dem Ende dieser Woche bleibe ich dem Kloster treu. In den folgenden Jahren komme ich mehrmals wieder.

Im Thema Gebet haben meine baptistische Heimat und das, was ich an Gaben und Erfahrungen mitbrachte, nicht gut zusammengepasst. Die Fremde des Zen-Buddhismus hat mir einen neuen Zugang zum Beten gezeigt, doch konnte ich dort geistlich kein Zuhause finden. Im schweigenden Beten des evangelischen Klosters aber klingen Glaube, Person und Gebetserfahrung stimmig zusammen. Nun habe eine geistliche Wahlheimat gefunden. Gott sei Dank! ■



„
Heimat
ist, dort
zu sein,
wo dein
Herz sich
wohlfühlt.

Manfred

“

HOME SWEET HOME?

WENN EIN JUNGES PAAR ZUWACHS BEKOMMT



Dorothee Böcker ist nach wie vor bis über beide Ohren verliebt in Konrad und Sohn Kasimir (19 Monate).

HOME SWEET HOME? WAS VERÄNDERT SICH, WENN EIN (JUNGES) PAAR PLÖTZLICH ZUWACHS BEKOMMT UND NUN SELBST ZUM „HEIMATGEBER“ WIRD?

WIE ALLES BEGANN ...

🕒 5 MIN Ein ganz normaler Montagnachmittag. Zwei hauchdünne Striche auf dem Teststreifen. Und plötzlich war sie da, die freudig kribbelige Ahnung, dass sich wohl schon bald ganz gehörig etwas ändern würde. Nach ein paar Tagen dann die Gewissheit: In knapp neun Monaten werden wir zu dritt sein. Wir freuten uns riesig. Und so schaukelte ich unseren heranwachsenden Nachwuchs von da an Monat für Monat durch die Gegend. Der Bauch wuchs – und mit ihm die Vorfreude, aber auch die Ungewissheit: Wie wird es wohl werden zu dritt? Wie wird er oder sie sein? Was müssen wir alles vorher klären und entscheiden? Wie wollen oder müssen wir unser Zuhause umgestalten? Wie soll unser Familienleben aussehen? Was ist uns wichtig?

KLEINE HEIMATKUNDE

Schon als wir als Paar zusammengezogen sind gab es diese Phase, in der aus den beiden „Ichs“ ein gemeinsames „Wir-Zuhause“ werden musste. In unserem Fall traf meine westdeutsche, freikirchlich-bürgerliche Herkunftsgeschichte auf eine, die mein Mann selbst als „großkapitalistische Sozialisation in einem von den Umwälzungen der Wende geprägten Ostdeutschland“ bezeichnet. Das machte uns eigentlich nicht viel aus, da wir viele Gemeinsamkeiten miteinander teilen. Doch bei manchen Fragen, zum Beispiel zu bedeutsamen Fest- und Feiertagen sowie Tages- und Lebensritualen, gab es zwischen uns weniger verbindende Selbstverständlichkeiten. Vieles haben wir mittlerweile voneinander gelernt und miteinander ausgehandelt. Nun fing das mit dem sich ankündigenden Nachwuchs wieder von vorne an und wurde

wesentlicher, bedeutsamer. Gründete unsere Beziehungsheimat bis dato auf viel gegenseitiger Toleranz und einem guten Alltagsarrangement in Bezug auf die individuellen Traditionen und Formen der Lebensgestaltung, so stellte uns die Geburt unseres Kindes vor die Notwendigkeit, vieles noch einmal neu auszuhandeln und vor allem konkret zu gestalten. Denn wir wollten unserem Kind eine greifbare und fühlbare Heimat schaffen. Wir kauften also Bettchen, Wickeltisch, Kleidung, Kinderwagen und Co, beantragten Kinder- und Elterngeld und Elternzeit. Wir debattierten Tischsitten und Abendrituale und ob wir Weihnachten zukünftig als christliches Fest zu Jesu Geburt oder als kapitalistisches Geschenkefest mit Weihnachtsmann feiern würden. Wir diskutierten wirklich viel!

“

Heimat ist für mich der Ort, wo man den Bauch nicht einziehen muss.



Anne

”



JETZT GEHT'S ERST RICHTIG LOS!

Und dann war er ganz plötzlich da, der weltallerbeste Sohn! Viel früher als gedacht. Es lief so gar nicht wie erwartet. Es war noch nicht alles vorbereitet und ausdiskutiert erst recht nicht. Aber was macht das schon im ersten Eltern Glückstaumel. Das Gefühl, das ich hatte, als ich das erste Mal mit unserem Kind in unsere Wohnung, unser Heim, kam, werde ich nicht vergessen. Es war wundervoll beglückend und seltsam fremd zugleich. Endlich zu Hause – und doch ging das völlig neue und noch fremde Familienleben jetzt erst so richtig los. Der Neuankömmling stellte unser Zuhause, unsere Heimat, von Beginn an ziemlich auf den Kopf. Zunächst wurden die für uns vertrauten Zeiten durch ein ganz neues Baby-Zeitverständnis ersetzt. Alle drei bis vier Stunden trinken und gewickelt werden, ein bisschen spielen und entdecken, dazwischen schlafen. So ging es tagelang, wochenlang, monatelang.

Um die Formen bisher noch nicht gekannter Erschöpfung und Müdigkeit halbwegs zu verkraften, blieb einem nicht viel anderes übrig als sich diesem Rhythmus anzupassen. Dieser Rhythmus ist langsamer und in allen Phasen mit sehr existenziellen Grundbedürfnissen befasst und daher sehr im Hier und Jetzt. Er ist gar nicht so schlecht, wenn man sich darauf einlässt, nur eben völlig gegen das Zeitmodell der durchschnittlichen arbeitenden Bevölkerung.

Nach und nach stellte unser forschungsbegeisterter Sohn auch noch das Raumkonzept unserer Wohnung auf den Kopf. Vieles musste umgeräumt werden, denn alles bis 1,20 m Höhe wurde zum Forschungsgebiet erklärt. Egal, ob Bad, Wohnzimmer, Küche, Schlafzimmer oder Flur, überall stolperte man täglich über verstreute Forschungsbaustellen. So gestaltete unser Sohn von Anfang an unsere neue gemeinsame Heimat mit.

Während sich der Nachwuchs seinen Radius Stück für Stück erweiterte, wurde der Lebensradius für uns Eltern schlagartig deutlich

kleiner. Wir unternahmen weniger und trafen uns mehr mit Leuten aus dem Kiez. Es ist doch ein Kraftakt, mit kleinem Kind ohne Auto häufig längere Strecken zurückzulegen. Dadurch waren wir erst einmal auf uns selbst zurückgeworfen und konfrontiert mit der Notwendigkeit, diesen Ort, unsere Heimat und das direkte Familienalltagsleben einzuüben und zu gestalten.

Heimat entsteht nicht einfach so aus dem Nichts. Beide haben wir unsere Erinnerungen und Erfahrungen umgepflügt, miteinander geteilt und gemeinsam verbindende Familienrituale und unsere eigene Familienkultur ausgehandelt und neu erfunden. Das wohlige Gefühl von Heimat und zu Hause kondensiert sich bei uns vor allem in den Situationen vertrauter täglicher Routine. Das gemeinsame Essen mit unserem fröhlichen Tischlied zum Beispiel. Oder die Abende mit Waschen, Zähneputzen, Wickeln, Singen und Kuschneln, die nach Kamille-Baby-Bad riechen. Oder der gemeinsame Mittagsschlaf am Wochenende im großen Bett.

SWEET HOME?

Ich würde sagen: „Nein!“ Unsere Familienheimat entspricht trotz der vielen wundervollen Momente keinem verklärten süß-romantischen Bild von Familienglück. Denn zu unserer Familienheimat gehören auch die vor Müdigkeit grenzwertigen durchwachten Nächte mit krankem Kind, gehört das Ringen um freie Zeiten für uns als Paar und für jeden Einzelnen, gehört der Frust über den nie kleiner werdenden Wäscheberg und die selten aufgeräumte Küche.

Und es scheint so, als würde es die nächsten Jahre erst einmal so weitergehen. Wir werden weiter debattieren und uns gemeinsam fortlaufend eine Heimat bauen unter deren Dach alle Facetten unseres Familienlebens einen Platz haben. Heimat süßsauer! Das passt eher. Schmecken tut sie uns trotzdem! ■

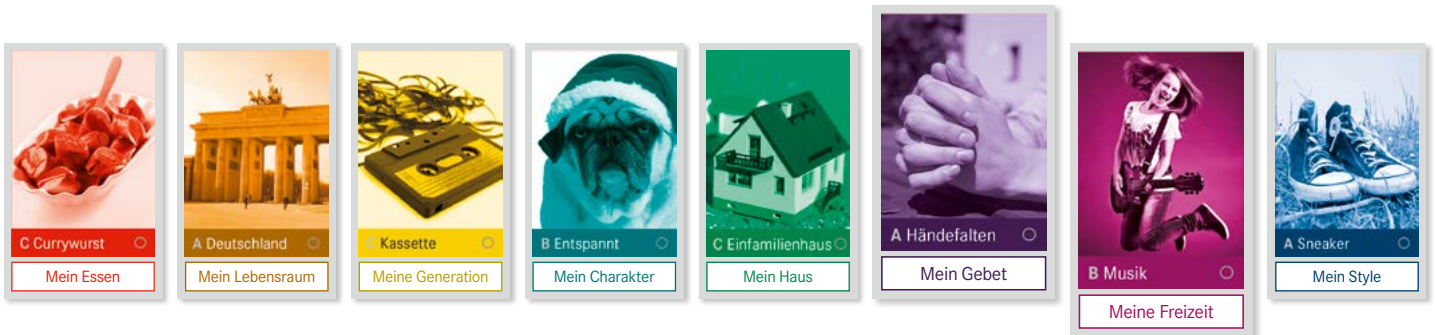
MEIN HEIMATCODE

🕒 6 MIN Heimat ist geheimnisvoll. Jeder hat eine andere Vorstellung, was Heimat für ihn selbst bedeutet. Es sind ganz unterschiedliche Dinge, die das Gefühl von Heimat in uns hervorrufen können:

Vielleicht ist Heimat für dich ein besonderes Essen oder ein bestimmtes Land. Es kann das Teilen von Gewohnheiten deiner Generation sein oder, wenn du dich mit all deinen Charaktereigenschaften angenommen fühlst. Ist Heimat für dich deine Art zu wohnen, dein Kiez, dein Elternhaus? Stellt sich Heimat ein, wenn du Menschen begegnest und merkst: „Die glauben und beten ja so wie ich!“? Vielleicht verbindest du Heimat aber auch mit einer bestimmten Sportart, mit einem außergewöhnlichen Hobby, einem Musikinstrument oder einem Kleidungsstil. Heimat hat viele Facetten.

AUF WWW.BUJU.DE/HEIMATCODE KANNST DU DEINEN EIGENEN „HEIMATCODE“ ERSTELLEN.

WIR HABEN DIE MENSCHEN, DIE AUF DEM BUJU 2016 ZUM THEMA „HEIMATGEBER“ PREDIGEN WERDEN, GEBETEN, UNS IHRE „HEIMATCODES“ ZU ERKLÄREN. HIER SIND IHRE STATEMENTS!

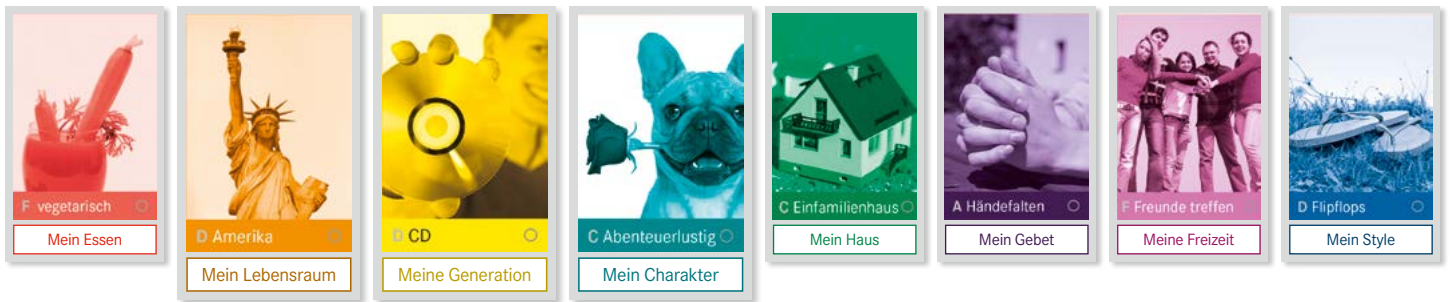


UDO REHMANN,
Leiter des Dienstbereichs
„Kinder und Jugend“ im BEFG

Wenn ich meine „Heimatgeber“ betrachte, fallen mir zu jedem Bild Geschichten aus meinem Leben ein, die Heimat für mich beschreiben. Die Currywurstgeschichte, die mit einem Friedhof zu tun hat, wäre besonders interessant. Die behalte ich aber besser für mich. Ich möchte gerne Heimat über „Meine Freizeit“ und „Mein Gebet“ beschreiben.

Für „**Meine Freizeit**“ habe ich Musik gewählt. Ich mache gerne selbst Musik oder höre sie einfach. Manchmal verliere ich mich in einem Song so sehr, dass ich ihn über mehrere Wochen höre. Und zwar ausschließlich diesen einen Song. Rauf und runter! Oft sind es einzelne Textpassagen, das Intro oder gar nur einzelne Harmonien, die mich faszinieren. Songs werden mir durch die ständigen Wiederholungen dann sehr vertraut. Mein Umfeld nervt es gelegentlich. Aber das ist für mich Heimat: absolute Vertrautheit!

Und bei „**Meinem Gebet**“ habe ich gefaltete Hände genommen. Ich bete gar nicht immer auf diese Weise, sogar eher selten. Sie drücken aber aus, was mir in meiner Beziehung zu Jesus wichtig ist: mich in die Mitte zu sammeln. Jesus ist für mich nicht die Grenze meines Lebens, sondern der Ursprung, die Quelle. Ich kann viele Fragen des Glaubens denken. Ich weiß, dass Zweifel und Kleinglaube immer wieder bei mir vorkommen. Aber wenn ich mich sammle, dann kommt es mir so vor, als ob Jesus da schon längst auf mich wartet, um mich zu stärken, um mir zu vergeben, um mich auszurichten und neu zu senden. So ist Jesus als Heimatgeber für mich: ein Zufluchtsort in der Mitte meines Lebens! ■



Mein Lebensraum:

Amerika. Ich bin eine nach Bayern verpflanzte US-Amerikanerin. Anscheinend merkt man das am Akzent und an den falschen Artikeln, die ich häufig verwende. Heimat ist also ein Thema „nah an meinem Herzen“, da ich mich oft gespalten fühle: zwischen zwei Heimaten, zwei Sprachen, zwei Kulturen, zwei Familien auf zwei Kontinenten.

Meine Generation: CD.

Ich erinnere mich noch an meine erste CD, die ich mit dem eigenen Taschengeld gekauft habe: Celine Dions „Falling Into You.“ Damals war es mein größter Traum, eine berühmte Sängerin zu werden, und ich habe VIEL mit Celine mitgesungen. Ich gehöre übrigens auch gerade noch zu der Generation, die sich immer noch an das Leben erinnern kann, bevor es einen PC in jedem Haus gab.

Mein Charakter:

abenteuerlustig. Ich liebe es, unterwegs zu sein, neue Orte zu besuchen, Neues auszuprobieren, eine andere Kultur zu erleben. Ich bin neugierig, beobachte gerne ... Und bin auch super zufrieden, mit Hilfe eines guten Buches auf Abenteuerreise zu gehen (am allerliebsten nach Hogwarts!). Durch Abenteuer merkt man auch manchmal etwas Neues an der eigenen Heimat. Das ist spannend! ■



MEREDITH FORSSMAN,
Kinder- und Jugendreferentin
im GJW Bayern



CHRISTIAN FISCHER,
Jugenreferent im GJW Niedersachsen-Ostwestfalen-Sachsen-Anhalt

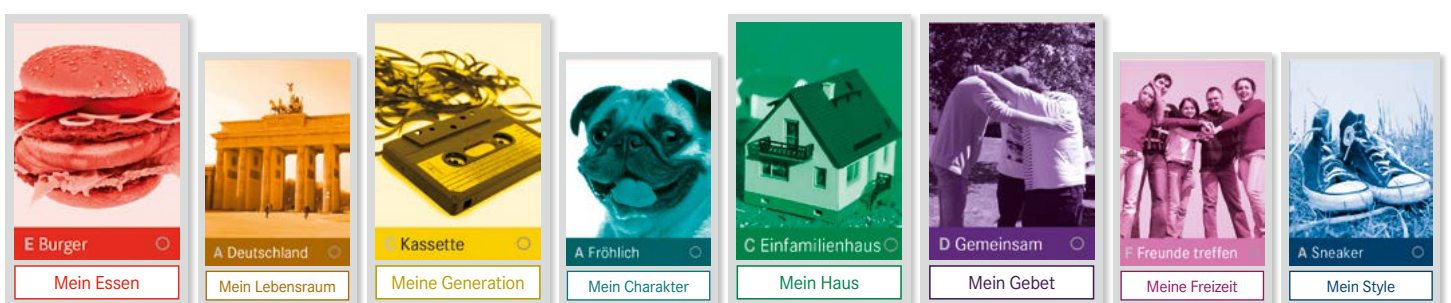
„Heimat ist da, wo ich den WLAN-Schlüssel kenne!“ – kurz eingewählt und „Zack!“ kann man mit Freunden und Verwandten auf der ganzen Welt telefonieren bzw. schreiben. Mit unseren Smartphones halten wir quasi die Welt in unserer Hand.

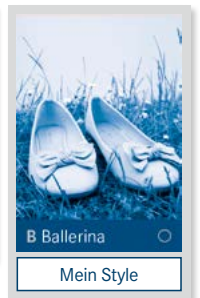
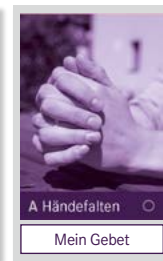
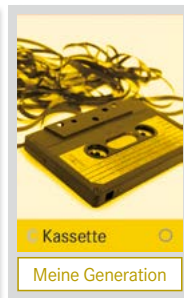
Jeder assoziiert mit Heimat etwas anderes. Aber ich weiß, dass ich zu Hause bin, wenn meine Kinder mir entgegengerannt kommen und sagen: „Hallo Papa!“ Und wenn meine Frau mir dann noch einen Kuss gibt, dann weiß ich: Ich bin zu Hause!

Auch wenn wir kein Einfamilienhaus haben, wie es mein „Heimatcode“ sagt, fühle ich mich da am wohlsten, wo meine Familie ist. Wenn ich so auf meine 35 Lebensjahre zurückblicke, sehe ich, dass sich viel verändert hat. Zum Beispiel Kassetten, die gibt es gar nicht mehr! Jetzt hat man MP3-Player. Da kann man super viel drauf speichern und muss die Sachen nicht ständig wieder überspielen.

Doch nicht nur die Welt um mich herum verändert sich, auch ich. Die Haare werden weniger, und die ersten Erinnerungslücken setzen langsam ein. Und auch mein Glaube hat sich verändert. Früher fand ich zum Beispiel Gebetsgemeinschaften voll langweilig. Heute liebe ich es, mit Menschen zusammen und füreinander zu beten.

Doch in diesen ganzen Veränderungen kann ich zu Hause bei Gott sein und so fröhlich mit ihm leben. Und wer weiß, vielleicht esse ich ja irgendwann keine Burger mehr, sondern nur noch vegetarisch! Und selbst dann weiß ich, dass ich Gottes geliebtes Kind und bei ihm zu Hause bin! ■





Samantha Mail

ist Heimatgeberin für drei quirlige Mädels, einen südafrikanischen Ehemann und zwei norwegische Waldkatzen. Außerdem arbeitet sie im GJW als Referentin für die Arbeit mit Teenagern, Jugendlichen und Jungen Erwachsenen.

Mein Lebensraum: 1987. Ich bin zehn. Wir fliegen als Familie für vier Wochen nach Australien. Meine erste große Auslandserfahrung. Der Anfang meiner Leidenschaft für die englische Sprache. Vertieft wird diese Leidenschaft durch eine Sommerferiensprachschule in Eastbourne, irische, amerikanische und spanisch-englisch sprechende Erasmusstudenten bei uns zu Hause sowie durch diverse Reisen nach Irland und England.

1996, ich bin 19, und fasse den Plan, für ein Jahr Jüngerschaftsschule nach England zu gehen, um danach – wie alle guten Deutschen – entweder Lehramt oder Sozialpädagogik zu studieren ... Aus dem einen Jahr werden etwas über 15, ein südafrikanisch-britischer Mann, zwei englische Norwegische Waldkatzen, ein Theologiestudium in London, eine Anstellung als Pastorin in der Sandhurst Baptist Church und zwei englische Mädchen. 2011. Wir ziehen als Familie nach Deutschland, und seitdem gestalten wir unser Leben zwischen dem europäischen Festland und der Insel mit dem Linksverkehr. (Nebenbei: Ja, es regnet viel in England, aber das Essen ist wunderbar, und der Humor ist einfach grandios!)

Meine Generation: In den 80ern aufzuwachsen, war auf jeden Fall mit viel Arbeit verbunden. Es gab kein Internet, Spotify oder YouTube, die einen ohne viel Mühe mit Playlists jeglicher Art versorgten. Nein, man kaufte sich Kassetten (meist im Fünferpack) und musste jeden Song einzeln aufnehmen. Dabei galt es, neben dem Radio-Kassettendeck sitzen zu bleiben, um den exakten Moment abzupassen, in dem man auf den Aus-Knopf drücken musste, damit nichts Unnützes aufgenommen wurde. Diese selbst aufgenommenen Kassetten wurden selbstverständlich beschriftet (und jedes Lied einzeln auf dem Deckblatt aufgeführt) und eventuell mit Stickern dekoriert. So eine Kasette sagte viel über einen aus: über das Tonmischtalent genauso wie über den eigenen Musikgeschmack. Ärgerlich waren Momente des Bandsalats. Wenn das Kassettenband aus unerfindlichen Gründen an Spannung verlor und sich das braune Zeug entweder im Kassettenrekorder verding oder einfach in zig losen Spulen in der Kasette hin und her wackelte.

HB-Bleistifte halfen dann. Mit ihrer Hilfe konnte man manchmal in mühsamer Kleinarbeit das verhedderte, etwas zerknitterte Tonband wieder aufwickeln. Der Sound war natürlich nie mehr das, was er mal war. Dennoch hatten wir Schubladen voll mit Kassetten und konnten uns auch dann nicht von ihnen trennen, als CDs und Diskmen schon längst nichts Neues mehr waren. Schließlich wusste man genau, wie viel Schweiß und Herzblut in jeder einzelnen Kasette drinsteckte, ganz zu schweigen vom dafür ausgegeben Taschengeld.

Mein Style: Ballerina oder Flip-Flops – das war keine leichte Entscheidung, und sie hätte so oder so ausfallen können. Beide Arten von Schuhen befinden sich in mehrfacher Ausgabe in meinem Schrank. Sie sind ein Ausdruck einer „Krankheit“, unter der ich – genau wie andere Menschen meiner Generation – leide. Es ist das „Peter-Pan-Syndrom“: Wir wollen einfach nicht alt und erwachsen werden! Auch wenn wir mittlerweile eigene Autos, Kinder und relativ gut bezahlte Jobs haben, wollen wir dennoch weiterhin „hip und happening“ sein (schon allein, dass ich „hip und happening“ verwende, bedeutet wahrscheinlich, dass ich es nicht mehr bin...). Wir versuchen um jeden Preis, unser Alter und unsere eventuelle Irrelevanz für die jüngere Generation durch unseren Kleidungsstil zu überspielen. Hosenanzüge, Blusen und Pumps können andere anziehen. Die sind nämlich dann wirklich erwachsen und wissen, was sie tun ... ■



“

Heimat
ist da, wo
einen die
Nachbarn
grüßen.

Susanne

“



“

Heimat ist
für mich,
wo meine
Kinder
mich
um den
Finger
wickeln.

Sören

“

“

Heimat ist für mich,
angekommen und
angenommen zu sein.

Lea

“

DER HEIMATLOSE GOTT

🕒 3:30 MIN Das Unwandelbare an Gott ist seine Wandelbarkeit. Ein Paradox, aber anders kann man es kaum in Worte fassen. Wir Menschen neigen zur Sesshaftigkeit, Gott hingegen bricht auf und geht weiter.

In der Antike kam es vor, dass die Götterstatuen in den Tempeln keine Füße hatten, damit sie nicht weggehen konnten. Eine andere Methode, die Götter zu halten, war, die Figuren in den Tempeln anzuketten. Es scheint also eine Grundsehnsucht des Menschen zu sein, seine Götter festzulegen. Natürlich sagte man, dass die Götter den Kosmos beherrschten, aber in Wirklichkeit wollte man die Götter beherrschen und sich ihrer bemächtigen. Man brachte ihnen Opfer dar, um sie gnädig zu stimmen, damit sie das taten, was die Menschen wollten.

Die Autoren der Bibel schreiben über ihre Gotteserfahrungen und ihr Gottesverständnis. Der Gott des Judentums und des Christentums ist ein Gott in Bewegung. Gott bewegt sich einerseits immer auf den Menschen zu und geht ihm nach, andererseits entzieht er sich jeder Vereinnahmung. Und mehr noch: Gott fordert den Menschen auf, seine Sicherheit, seine Heimat zu verlassen, um ihm, dem nomadischen Gott, in die Fremde zu folgen. Abraham verlässt Ur und zieht nach Kanaan, Israel wird aus der Sklaverei befreit und folgt seinem Gott in die Wüste. Das Buch Exodus erzählt von dieser Befreiung, aber es berichtet auch davon, dass das Volk sich immer wieder nach der Sicherheit der Sklaverei zurücksehnt. Das Volk Israel hat Angst vor der Freiheit, es misstraut dem verheißenen neuen Land und es ist zutiefst unzufrieden darüber, dass es keine Kontrolle über diesen unberechenbaren Gott hat. Diese Gemengelage mündet in der Versuchung, sich dieses Gottes zu bemächtigen, indem man ihn als Stiergottheit abbildet. Denn nun muss man nicht mehr hinter diesem unbegreiflichen Gott herziehen, sondern man hat ihm eine Gestalt gegeben, die man mit sich führen kann. So wurden die Rollen vertauscht, bis Mose einschritt und die Figur zerstörte. Das Bilderverbot bewahrte Israel vor der Verwechslung des Bildes mit dem Abgebildeten. An die Stelle des Bildes trat die Schrift, die Thora, aber auch die Schrift konnte und kann mit Gott verwechselt werden, sozusagen vergottet werden.

Deshalb geht die Wanderung Gottes weiter, er wird in Jesus Mensch und ruft die Menschen in die Nachfolge. Das Leben, das Tun und das Reden des Wanderpredigers Jesus war aber solch eine Herausforderung, dass die geistig Sesshaften ihn aus politischen und religiösen Motiven zu Tode brachten. Aber auch der Tod konnte Gott nicht halten, die Evangelien erzählen von den Begegnungen des Auferstandenen mit seinen Jüngern. Die Auferstehung Jesu kennzeichnet aber nicht einen Endpunkt der Wanderungen Gottes, das Paradies bricht nicht an, Jesus entzieht sich in der Himmelfahrt seinen Jüngern. Es ist nicht möglich, Jesus festzuhalten. Die Apostelgeschichte erzählt dann vom Pfingstereignis, der Geist des heimatlosen Gottes erfüllt die Jünger, sie werden entflammt und bewegt. Nicht sie haben Gott, sondern er hat sie. Mit dem Verströmen des Geistes beginnt die Kirchengeschichte, eine Geschichte der Wege, der Umwege und der Irrwege. Mit immer neuen Methoden haben Christen versucht, Gottes habhaft zu werden, aber Gott entzieht sich. Man kann ihn weder mit starren kirchlichen Hierarchien an die Leine nehmen noch ihn in dogmatischen Systemen oder in Sakramenten einsperren. Gott ist ein Ausbrecherkönig, wir können ihn mit nichts halten, nur hoffen, dass er uns hält. Er ist uns immer einen Schritt voraus, lockt uns in die Weite und setzt unseren Fuß auf weiten Raum.

Was heißt das für uns heute? Sollen wir alles aufgeben, was unser Leben ausmacht? Sollen wir Christen wie das fahrende Volk die Campingplätze der Welt bevölkern? Vielleicht der eine oder andere. Dem heimatlosen Gott nachzufolgen beinhaltet nicht ein einfaches Rezept, das für alle gleich aussieht. Ich kann durch die Welt reisen und bin doch in meinem Geist festgelegt und unbeweglich. Genauso kann ich ein normales Leben führen, während mein Geist frei und beweglich dem nomadischen Gott folgt.

Die irischen Mönche des frühen Mittelalters pflegten den Gedanken der Pilgerschaft, sie wollten sich an nichts als an Gott binden. Im Zusammenhang mit der Pilgerschaft sprachen sie auch von der Bereitschaft zum Martyrium. Dabei unterschieden sie zwischen dem roten, dem grünen und dem weißen Martyrium. Das rote Martyrium bedeutete, dass jemand für seinen Glauben starb; das grüne Martyrium hieß, dass man seine Heimat, seinen Besitz und seine Familie verließ, um auf eine physische Pilgerreise zu gehen. Das weiße Martyrium besagte, dass man ein normales Leben führte, aber auf eine geistige Pilgerreise ging. Es war die Reise nach innen, in die Stille, der Weg der christlichen Mystik. Dies war und ist der Weg, der die Sicherheit aufgibt, der nicht mehr Gott kontrollieren und bändigen will. Es ist der Weg des Vertrauens, der kein Gelände kennt, weil man dem vertraut, der immer mindestens einen Schritt voraus ist. ■

Gerrit Pitman



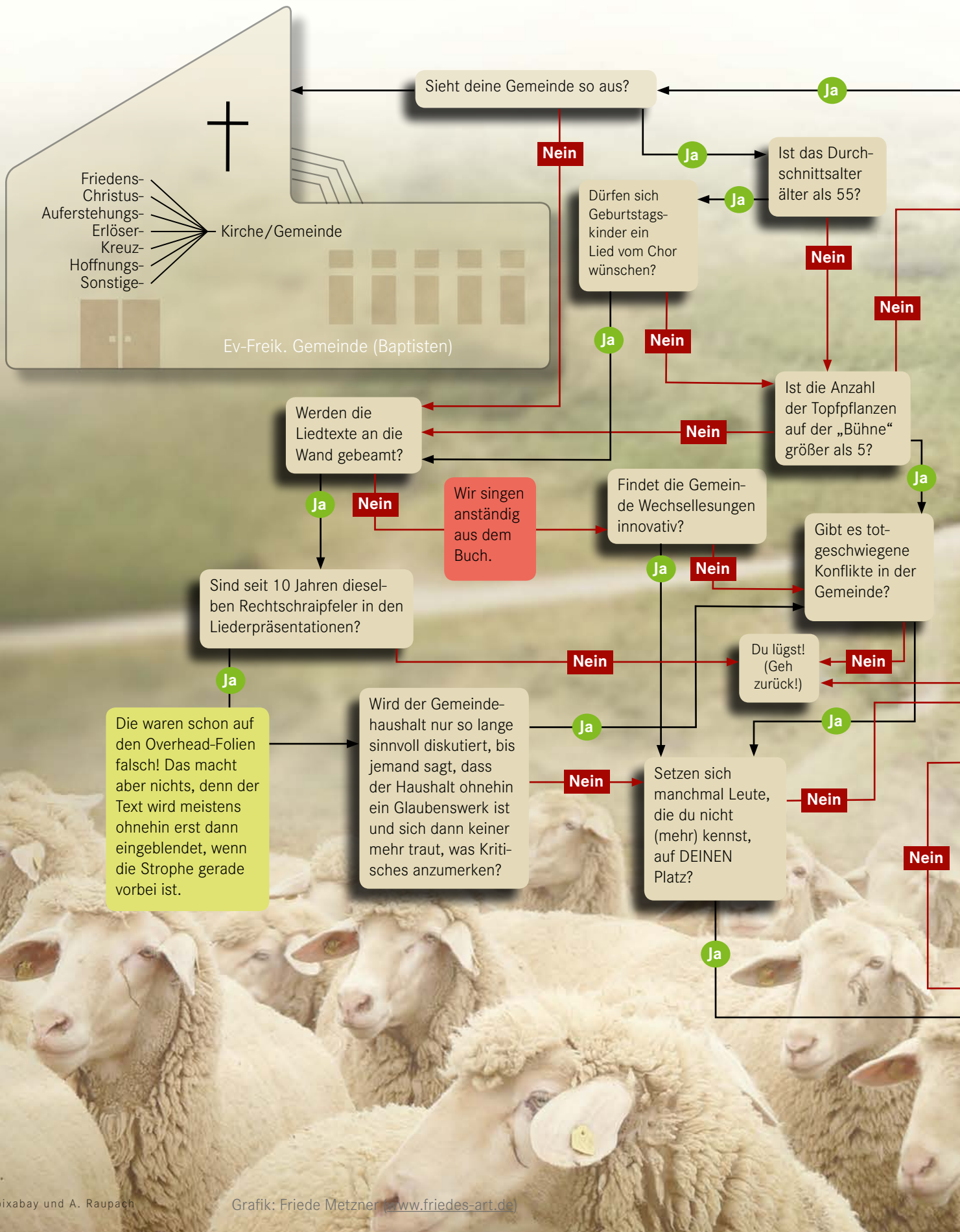
www.gjw.de/herrlich_2016_01



5:45 MIN
13,8 MB



IST ES AN DER ZEIT, DIE



GEMEINDE ZU WECHSELN?

Start

Hält die Gemeinde „So groß ist der Herr“ für ein neues Lied?

Nein

Braucht der Pastor zum Predigen eine Multimedia-Präsentation und ein Headset, oder hat er wirklich was zu sagen?

Hauptsache man verbraucht viel Strom

beides

wirklicher Inhalt

Hält der Pastor sich für den alleinigen Verkündiger von Gottes Wort?

Du solltest bleiben. Bitte verrate deine Gemeinde an herrlich@gjw.de

Schreien kleine Kinder während der Predigt so laut, dass du nichts verstehst?

Nein

Hat der Begrüßungsdienst schwitzige Hände?

Ja

Nein

Nein

Ja

Wird in der Gemeinde Gender-Mainstreaming groß geschrieben?

Ja

Richtig! Es ist ein Substantiv!

Backen auch Männer Kuchen fürs Kirchenkaffee?

Ja

Nein

Nein

Ja

Kann man das Gemeindeforum durch manipulative Zwischenfragen beeinflussen?

Nein

Kneifst du manchmal heimlich dein Baby, damit es schreit, um einen Grund zu haben, in den Mutter Eltern-Kind-Raum zu flüchten?

Nein

Wird der Kuchen beim Kirchenkaffee dadurch besser?

Ja

Nein

Ist der gefühlte Konfliktquotient $K > 0,5$?

Ja

Nimmt die Gemeinde an einem Gemeindeberatungsprozess teil?

Nein

Hast du das Gefühl, deine Gemeinde dreht sich nur im Kreis?

Ja

Ja

Nein

Nein

häää?

$$K = \sqrt{\left(\frac{\text{Anzahl der Konflikte}}{\text{Anzahl der Mitglieder}}\right)^2} * \text{Pastorenverschleiß in den letzten 3 Jahren}$$

Ist der Kuchen beim Kirchenkaffee nach dem Gottesdienst lecker?

Ja

Du solltest bleiben.

Du solltest die Gemeinde wechseln.



Kerstin Geiger ist Pädagogin und Theologin, hat lange im Gemeindejugendwerk gearbeitet und verbringt zur Zeit ein Auslandsjahr in Island. Das ganze Abenteuer kannst du in ihrem Blog verfolgen: www.kgeiger.de

IN DER FREMDE HEIMAT FINDEN MEIN JAHR IN ISLAND

🕒 4 MIN Ich sitze im Gottesdienst, verstehe kaum ein Wort. Der Gospelchor singt „Velkomin heim!“ – „Willkommen daheim!“ Ich fange plötzlich an zu weinen, habe auf einmal Heimweh und weiß nicht mal, wo mein Zuhause ist. Wo ist Heimat, wenn man in ein fremdes Land aufgebrochen ist, die eigene Wohnung untervermietet, Freunde und Familie weit weg? Über ein Jahr ist es her, dass ich mich für dieses Abenteuer entschieden habe. Einiges hatte mein Leben durcheinander geschüttelt. Bei allem Nachdenken über die Zukunft hatte ich das Gefühl, dass etwas ganz Neues dran sei. Ich war schon öfter in Island. Das Land hatte mich immer fasziniert. Im Frühjahr 2014 hatte ich aus Spaß angefangen, Isländisch zu lernen. Langsam begannen ein paar Ideen in mir zu keimen. Ich würde ein Jahr nach Island gehen, Land, Leute und auch mich selbst neu kennenlernen, neue Perspektiven entwickeln.

Die ersten Monate sind aufregend und zugleich unglaublich schwer. Ich fühle mich fremd, obwohl ich gut vorbereitet bin. Ich kenne die Regeln nicht, fühle mich unsicher, weiß nicht, wie das Leben funktioniert. Dass so vieles an der Sprache hängt, überrascht mich. Ich komme ständig an meine Grenzen. Die Leute in Reykjavík sprechen schnell und nuscheln. Ich verstehe kaum ein Wort! Manche staunen dennoch: „Wow, hast du schon mal in Island gelebt? Woher kannst du so gut Isländisch?!“

Ich arbeite als Persönliche Assistenz bei einem körperbehinderten Mann und in einem Kindergarten. In der ersten Arbeitsstelle wird fast nur Englisch gesprochen. Nach kurzer Zeit habe ich eine „Sprachsuppe“ im Hirn und schaffe es kaum, die jeweils richtige Sprachschublade aufzumachen. Im Kindergarten verstehe ich anfangs überhaupt nichts. In der Fremde zu leben heißt für mich auch, Demut zu lernen. Ich habe wunderbare Qualifikationen, nur zeigen kann ich das nicht, weil die Sprachbarriere mich hindert. Aber ich bekomme auch Wertschätzung: Du hast einen tollen Humor! Du bist so freundlich und fröhlich! Du hast so gute Ideen! Wenn jemand das wahrnimmt, obwohl ich so wenig zeigen kann von mir – wow!

Manchmal versuche ich, etwas zu erzählen, und die Zuhörer korrigieren mich mittendrin. „Sag es noch einmal. Nein, du musst es so aussprechen ...“ Ich versuche mein Bestes, habe aber das Gefühl, dass ich gar nichts mehr kann. Das Selbstbewusstsein schwindet ... Am meisten hilft mir mein Sprachlehrer. Er macht mir klar, dass die Isländer mich aus Wertschätzung korrigieren. Normalerweise schalten sie sofort auf Englisch um, wenn jemand nicht gut genug Isländisch spricht. Ich verstehe: Es kommt vor allem auf meine Sicht an, wie ich es bewerte. Ich werde gelassener, geduldiger mit mir selbst, sehe die Wertschätzung, erwarte Gutes. „Petta reddast“ – „Das wird schon“ – eine typisch isländische Lebenseinstellung.

Für mich ist Heimat ein Ort, an dem ich Gutes erwarten kann. Ein Ort, an dem ich weiß, hier bin ich sicher und es wird sich alles fügen. Das hat sicher auch etwas damit zu tun, dass ich noch anderswo verwurzelt bin. Bei dem, der von sich selbst sagt, er ist das Leben, der Lebendige. Deshalb kann ich

mich lebendig fühlen und Gutes vom Leben erwarten. Und es kommt immer wieder alles von selbst zu mir! Eine spannende Erfahrung. Manchmal hilft es, wenn ich etwas wiedererkenne, das mich mit „zu Hause“ verbindet: Musik im Radio, eine Melodie in der Kirche, derselbe Himmel. Aber ich will auch wirklich ankommen hier. Lasse mich ein. Bin neugierig. Lasse mich verändern. Lasse mir bewusst nicht altbekannte Marken von zu Hause schicken, versuche neue zu entdecken. Ich weiß anfangs nicht, ob mein Geld reichen wird. Ich drehe jeden Cent um, brauche ständig meinen Währungsrechner. Zu Hause sein heißt wissen, dass ich mit dem, was ich habe, auskomme. Dass ich nicht mehr umrechne, sondern einfach das kaufe, was ich brauche, ohne stets von einer Ohnmacht in die andere zu verfallen. Nicht ständig zu denken, wie billig es doch in Berlin wäre, denn jetzt bin ich hier zu Hause, und es kostet eben, was es kostet.

Ich lerne Menschen kennen, die mir helfen, mich freundlich anlächeln. Drei Wochen gehe ich in eine Kirche, ohne dass jemand mit mir spricht. Dann versuche ich es anderswo. Der Chorleiter macht mich sofort mit anderen bekannt. Ich werde herzlich im Chor aufgenommen. Am nächsten Sonntag winken sie mir fröhlich zu.

Um sich zu Hause zu fühlen, anzukommen in der Fremde, muss man dieselbe Sprache sprechen. Es ist lebensnotwendig, dass ich die anderen verstehe und sie mich verstehen. Jemand sorgt sich, dass ich mitbekomme, worum es geht. Jemand schaut mich an und

interessiert sich für mich, lacht über meine Scherze, versucht, mich zu verstehen, erklärt mir, worüber alle lachen. Das ist so wertvoll und macht mich glücklich!

Wenn ich nach Deutschland schaue, erfüllt mich manches mit Sorge. Ich sehe, wie manches nach rechts rückt, wie mit Flüchtlingen umgegangen wird. Dann denke ich ernsthaft darüber nach, hier zu bleiben.

Ich merke auch, wie wichtig Netzwerken ist. Dafür investiere ich viel Geld und Zeit. Ich bin abhängig von meinem Smartphone, von meiner funktionierenden Internetverbindung. Manchmal bin ich süchtig nach Statistiken auf meiner Blogseite, die zeigen, dass ich in der alten Heimat nicht vergessen bin. Es kostet auch Zeit, meine Lieblingsmensen mitzunehmen bei all den Gedanken, die mich so umtreiben. Sonst wird es schwierig bei der Rückkehr, und ich werde wirklich entwurzelt sein.

Ich komme mehr und mehr hier an, finde Freunde. Island wird mehr und mehr zur Heimat. Die Zeit hier verändert mich – ob ich es will oder nicht. Ich frage mich auch, was wohl im September 2016 sein wird, wenn ich zurückfahre nach Berlin. Werden mich die Leute dort noch verstehen? Werde ich womöglich zwischen zwei Kulturen stecken bleiben? Kann ich an zwei Orten zu Hause sein, oder bin ich es dann nirgendwo mehr? Mit ewigem Heimweh, egal wo ich auch bin? Ich weiß es nicht. Ich übe mich darin, im Augenblick zu leben. Und dann sehen wir weiter. Petta reddast. Das wird schon. ■



HEIMATGEFÜHLE?

ALS STUDENTIN IN EINER NEUEN STADT



Sophia Daniel, 20 Jahre, sitzt mit Vorliebe in kleinen SB-Backshops, trinkt Kaffee aus ihrem Öko-Mehrweg-Becher und wundert sich über die Kirmes, die 365 Tage in ihrem Kopf stattfindet. Und wenn das Karussell mal zu schnell fährt, macht sie autogenes Training.

🕒 4 MIN „Home is where your heart is!“ – Das ist nur eines der vielen Zitate und Sprichwörter, die es zum Thema „Heimat“ gibt und das zeigt, dass dieses Thema die Menschen schon immer sehr beschäftigt hat. Unter anderem sagt der russische Schriftsteller Fjodor M. Dostojewski: „Heimatlos sein heißt leiden.“

Zum Studienbeginn verlegen jedes Jahr tausende Studenten ihren Lebensmittelpunkt in ihre Universitätsstadt und sind damit in einer vollkommen neuen Phase ihrer Entwicklung. Die Ablösung vom Elternhaus, das Zurechtfinden in einer fremden Stadt und gelegentliche Heimweh-Anfälle sind wohl Dinge, die niemandem so recht unbekannt sind – nicht nur Studenten. Aber worauf kommt es an, wenn man sich entscheidet, in eine andere Stadt zu ziehen?

Nach meinem Auslandsjahr in England bin ich übergangsweise wieder in mein Elternhaus gezogen. Allerdings plante ich, nachdem der Studienstart in meiner Unistadt geschafft war, dort in eine WG zu ziehen um das „Studentenleben“ voll auszukosten! Viele meiner Freunde und Bekannten hatten mir aufregende Geschichten vom Leben als Studierende erzählt und darauf war ich mehr als gespannt. Ich wollte meine eigenen Erfahrungen machen und unabhängig sein.

Von vielen hatte ich den Eindruck, dass es besonders als junger Mensch sehr wichtig ist, auch räumliche Distanz zur Heimatstadt und zur Familie zu haben, um zu lernen, auf eigenen Füßen zu stehen, und sich weiterentwickeln zu können. Daher ist es eigentlich perfekt, zum Studienbeginn auszuziehen und neue Erfahrungen zu machen.

Am Anfang stehen natürlich die Aufregung und die hohen Erwartungen. Welche Möglichkeiten werden sich für diesen neuen Lebensabschnitt ergeben?

Manche Menschen neigen dazu, sich die Zukunft rosig auszumalen und sich in unrealistischen Traumvorstellungen zu verlieren. Bei anderen überwiegt die Angst vor einem kompletten Neuanfang, vor neuen Leuten und vielen ungewohnten Situationen, die eventuell überfordern können. In jedem Fall ist es sicherlich wichtig, einmal im Leben vor eine solche Aufgabe gestellt zu werden und daran zu wachsen. In der heutigen Zeit sind Umzüge allerdings längst etwas Alltägliches geworden. Wie viele Studenten und Studentinnen sind während des Studiums nicht weniger als fünf Mal umgezogen? Die Herausforderungen sind jedoch die gleichen wie früher: Werde ich mich einsam fühlen? Was ist, wenn ich mich verlaufe? Komme ich mit der ganzen Bürokratie zurecht?

Das Einleben in einer neuen Stadt hat viel mit der bewussten Entscheidung, ankommen zu wollen, zu tun. Wer sich nicht auf neue Situationen einlässt und sich überwindet, offen dem neuen Alltag zu begegnen, wird es sicherlich schwer haben, sich einzugewöhnen. In dieser Hinsicht ist es wichtig, sich auch immer mal selbst zu überreden, neue Dinge auszuprobieren. Denn nirgendwo gibt es bessere Möglichkeiten, bisher unbekannte Seiten der eigenen Persönlichkeit kennenzulernen.

Freut man sich – wie ich – auf den Studienbeginn in einer neuen Stadt, ist die Euphorie anfangs sehr groß. Nach ein paar Wochen oder Monaten kann sich allerdings auch eine Ernüchterung einstellen, wenn man merkt, dass die Mentalität der Menschen anders ist, wenn es Probleme bezüglich der Wohnsituation gibt (besonders in Berlin, Hamburg oder München ist es wahrscheinlicher, 500 Euro auf der Straße zu finden als eine günstige, zentrumsnahe Wohnung) oder man

„Heimat ist für mich Familie oder Menschen, die einen bedingungslos lieben.“

Tobias



eben mit Momenten des Alleinseins klarkommen muss, mit denen man möglicherweise noch nie konfrontiert war.

Nach und nach werden einem immer mehr Unterschiede zwischen der Heimatstadt und dem neuen Lebensort bewusst. An diesem Punkt kann es hilfreich sein, sich ganz ehrlich zu fragen, was für Vorstellungen man eigentlich von dem Leben in einer neuen Stadt hat. „Will ich meinen Lebensmittelpunkt in die Stadt XY verlegen oder bin ich nur für eine begrenzte Zeit zum Arbeiten/Studieren hier?“ Wenn man diese Frage für sich klar beantworten kann, nimmt das viel Druck von den Schultern.

Merkt man nach einiger Zeit, dass man sich in einer Stadt nicht wirklich wohlfühlt, sollte man ebenfalls hinterfragen, woran das genau liegt. Sind es einzelne Situationen oder Menschen, die mir nicht guttun, oder der Charakter der neuen Umgebung? Denn nicht nur Menschen haben eine Persönlichkeit, auch Städte können sich in ihrem „Charakter“ sehr stark voneinander unterscheiden! Wenn jemand aus Oberbayern ein Jobangebot in Kiel annimmt, wird dies sicherlich eine größere Umstellung für ihn sein, aber selbst innerhalb eines Bundeslandes kann es himmelweite Unterschiede geben! Als ich aus dem „kohleverstaubten“ Ruhrgebiet zum Studieren nach Münster ging, war es ein regelrechter „Kulturschock“ für mich, mich plötzlich zwischen Anwälten und Finanzbeamten in der Altstadt von Münsters Prinzipalmarkt wiederzufinden. Es kommt natürlich auch auf das eigene Wesen an: Bin ich jemand, der offen und interessiert neuen Menschen begegnet, oder bevorzuge ich das Sichere, Altbekannte? In dieser wichtigen Phase entscheidet sich für viele Menschen, ob das zukünftige Leben am neuen Ort erfolgreich weiterläuft oder nicht. Man sollte überprüfen: Sind es nur Anfangsschwierigkeiten, die es

sich lohnt auszuhalten, oder macht mich das Leben hier auf Dauer unglücklich und vielleicht sogar krank?

All diese Gedanken habe ich mir während des letzten Jahres gemacht – besonders, weil ich mir so viel von meinem zukünftigen Studentenleben erhofft hatte. Die erste WG, in die ich zog, erwies sich jedoch als Fehlschlag, worauf ich dort nach zwei Monaten wieder kündigte. Ich wollte aber nicht aufgeben und suchte aufs Neue. Ich besichtigte sage und schreibe 16 Wohnungen (was in beliebten deutschen Universitätsstädten schon fast als normal gilt!) und bekam eine Absage nach der anderen. Die Wohnung, bei der ich eine Zusage bekam, hörte sich sehr vielversprechend an. Allerdings entwickelten sich auch dort nach einiger Zeit große Konflikte, die es mir sehr schwer machten, mich wohl zu fühlen. Bis ich schließlich entschied, auch die zweite Wohnung zu kündigen und wieder in meine Heimatstadt zurück zu ziehen.

Für mich sind also seit den letzten Monaten alle Gedanken, was das Einleben in einer neuen Stadt angeht, plötzlich zweitrangig geworden. Ob ich noch einmal einen dritten Versuch starten möchte und wieder nach Münster ziehe, wird sich in der nächsten Zeit zeigen. Deutlich wird für mich in jedem Fall täglich, was für einen großen Unterschied es zwischen dem Wohnen in der Studienstadt und dem täglichen Pendeln gibt. Es ist wie ein kleiner Besuch, den man fünf Mal in der Woche in einer aufregenden, großen Stadt absolviert. Und wenn man dann wieder am heruntergekommenen Bahnhof seiner vom Strukturwandel schwer gezeichneten Heimatstadt ankommt, wundert man sich jedes Mal, was für ein seltsames, schwer zu beschreibendes Gefühl „Heimat“ wirklich ist. ■

„Heimat ist für mich der Möhreneintopf meiner Oma!“ Ein Hauskreis zum Thema Heimat

„HEIMAT IST FÜR MICH DER MÖHRENEINTOPF MEINER OMA!“

EIN HAUSKREIS
ZUM THEMA
HEIMAT



Lisa Hochhaus ist Juristin und wohnt seit gut einem Jahr mit ihrer Familie in Ingelheim, das mehr und mehr zu ihrem Zuhause wird.

🕒 3 MIN Seit gut einem Jahr sind mein Mann und ich mit unserer Tochter in Ingelheim. Meine Heimat ist das zwar noch nicht geworden, aber auf jeden Fall unser Zuhause. Auch mein Hauskreis hat einen guten Anteil daran, dass ich mich in der neuen Stadt, dem neuen Umfeld und der neuen Gemeinde schnell heimisch fühlen konnte. Spannend ist dann, was dabei herauskommt, wenn sich dieser Hauskreis über das „Meta-Thema“ Heimat unterhält. Manchmal dauert es eine Weile, bis bei einem Thema das Gespräch richtig in Gang kommt. Manchmal geht es aber auch ganz schnell. So war es diesmal.

Fabienne, 28 Jahre alt, beginnt: „Heimat ist für mich der Möhreintopf meiner Oma, der nirgends so schmeckt, wie bei ihr, und der mir als Kind zeigte: Hier wirst du geliebt, hier bist du sicher und willkommen. Heimat ist ein Ort, an dem ich nicht reden muss und trotzdem verstanden werde, wo ich nicht erklären muss, wer ich bin. Heimat ist ein Ort, an dem ich aufgenommen werde, ein Ort voll Liebe, Wärme und Geborgenheit. Familie ist Heimat, Erinnerungen an früher geben Heimat, gute Freunde können Heimat sein.“

Alle nicken nach diesem Einstieg. Was soll man da jetzt noch hinzufügen? Aber irgendjemand sagt zu Willi, Fabiennes Mann: „Sag du doch mal was dazu! Du bist doch ein Einwandererkind!“ Kurzes Gelächter.

„An Russland kann ich mich nicht erinnern“, sagt **Willi, 35 Jahre**. „Aber meine Familie wollte immer zurück nach Deutschland. Russland war nie unsere Heimat.“ Und so kamen zuerst die Großeltern und 1985 Willis Eltern als die letzten der Familie zurück nach Deutschland. Zwei Generationen der Familie wurden in Russland geboren und sind dort aufgewachsen. Trotzdem ist ihre Heimat immer Deutschland geblieben. Willi erinnert sich noch an einen Spruch, den seine Oma immer sagte: „Wenn ein Schwein im Pferdestall geboren wird, ist es noch lange kein Pferd.“ Wer hier wohl Schwein und wer Pferd ist?

Laura, 28 Jahre, ist Halbtalienerin, in Deutschland geboren. Für sie ist Heimat dort, wo sie sich wohlfühlt, wo sie sein kann, wie sie ist. Das liegt nicht am Ort.

Dem pflichtet **Tom, 29 Jahre**, bei: „Heimat ist, wo meine Frau ist, denn für sie habe ich mich entschieden. Und dort, wo unsere Pferde sind.“ Wir mutmaßen, dass der Sohn eines Piloten und einer Stewardess auch gar nicht so heimatverwurzelt sein kann. Wir überlegen, welchen Anteil an unserem Heimatgefühl unsere Eltern haben und welche Rolle heimatstiftende Rituale spielen.

Für **Christopher, 33 Jahre**, ist Heimat nach wie vor der Ort, an dem er geboren wurde: „Dort bin ich aufgewachsen. Dort haben mich die Menschen geprägt. Es ist nirgends so, wie an dem Ort, wo mich die Leute kennen, seit ich klein bin.“

Larissa, 30 Jahre alt, ist die einzige echte Ingelheimerin in meinem Hauskreis: „Ingelheim ist für mich alternativlos. Es ist meine Heimat. Hier bin ich geboren und aufgewachsen und bis heute lebe ich gerne hier.“

WAS IST NUN ALSO DAS FAZIT?

Wir alle haben unterschiedliche Empfindungen und Meinungen zum Thema Heimat. Aber wir können es anderen ermöglichen, sich zu Hause zu fühlen.

„Die Werte, die ich lebe, versuche ich an meine Kinder weiterzugeben – als Heimat für sie. Ich hoffe, dass sie später gerne zurückblicken. Es bedarf auch nicht viel, um anderen eine Heimat zu geben – kleine Gesten, ein Lächeln, die Hand reichen, freundliche Worte!“ **(Fabienne)** ■





MUSIK UND HEIMAT



Peter Roth-Westdickenberg, Jahrgang 1979, ist Musikwissenschaftler, Musiker und Komponist. Er studierte Musikwissenschaft und Anglistik/Amerikanistik in Regensburg, London und Berlin. Er betreibt die Musikschule Westdickenberg in Berlin.

VORSPIEL

🕒 11 MIN Die Weihnachtsfeiertage haben wir in unserer Heimat nahe Regensburg verbracht. Mit der ganzen Familie, die aus Frankfurt, Nürnberg, Bad Kreuznach und Peking zusammenkam. Mit Excel-Listen haben wir als 14-köpfige Truppe die Feiertage geplant. Nerdig? Spleenig? Aufwendig? Ja! Aber so wussten wir wenigstens, was wir wann essen, wann wir welche Unternehmungen machen und welchen Film wir gucken wollten, falls uns vor lauter intensiven Gesprächen die Birne platzt. Und wann wir Weihnachtslieder singen wollten! Es war mir wichtig, dass das nicht zu kurz kommt. Musik machen – und das am liebsten mit anderen zusammen – ist für mich genauso überlebensnotwendig wie Stollen und Plätzchen zur Weihnachtszeit. Saisonal bedingt können die Begleitgerichte wechseln, aber die Musik als Anker, als Ladestation für meine Seele bleibt!

Dass das so ist, verdanke ich zum einen meinen Eltern, die mir und meinen Geschwistern die Musik nahegebracht haben. Zum anderen bin ich dankbar, dass ich dieses Ausdrucksmittel als Talent von Gott geschenkt bekommen habe. Die Musik ist zu meiner „Muttersprache“ geworden – mit ihren unzähligen Dialekten. Dort, wo ich Musik machen und hören kann, bin ich zu Hause.

Sicher, auch in dieser Muttersprache gibt es nicht nur Schönes zu hören, manches ist anstrengend und schwierig zu begreifen, aber dennoch weiß ich mich damit auszudrücken, bin empfänglich für die emotionale Wirkung der Musik und staune über die logischen Zusammenhänge, die Schönheit des Ganzen in der Musik. Musik ist meine erste Heimat.

Dabei habe ich es von Beginn an genossen, alle Spielarten der Musik kennenzulernen und sie zu beherrschen. Natürlich habe ich am Klavier erst einmal das klassische Repertoire kennengelernt: Mozart, Haydn, Beethoven, Schumann, Schubert, Chopin. Dann urtümliche Oberpfälzer Volksmusik am Akkordeon.

Zusammen mit meiner Mutter am Hackbrett, meinem Vater an der Gitarre, meinem Bruder an der Blockflöte und meiner Schwester an der Geige verbrachten wir vor allem kältere Jahreszeiten gerne mit dem gemeinsamen Aufspielen. Oder mit meinem Klassenkameraden Christian, der Bock (die böhmische Variante des Dudelsacks) und keltische Nasenflöte spielte.

Das Spielen von originärer Volksmusik war mir, ehrlich gesagt, auch zu keinem Zeitpunkt peinlich, wie man es vielleicht von einem pubertierenden Teenager erwarten könnte. Es war eine Begegnung mit meiner geographischen Heimat, die mir eine lustige, derbe und verspielte Seite zeigte, die ich bis heute schätze. Polka, Dreher, Zwiefache, Ländler – damit bin ich aufgewachsen, und das Kennen dieser Musik verbindet mich mit Menschen, die mir sicher ohne sie fremd geblieben wären. Das wäre ein Verlust gewesen.

Das Akkordeon liebe ich bis heute. Es liefert mir mit seiner Wandlungsfähigkeit immer eine spannende Klangfarbe, die Bezug zu ganz verschiedenen geographischen „Heimaten“ liefern kann.

VOLKSMUSIK IN DER KUNSTMUSIK

Ich bin natürlich nicht der Erste, der auf die Idee kam, Instrumente, Melodien oder Spielweisen seiner Heimat in eigenen Werken zu verwenden. Viele Komponisten machten sich – gerade in der Romantik – daran, Melodien ihrer Heimat in ihren Symphonien, Liedern und Tänzen zu verarbeiten.

Denken wir beispielsweise an die 51 Mazurkas von Frédéric Chopin, der die Volksmusik Polens durch seine Klaviermusik in die Kunstmusik einführte. Antonín Dvoráks berühmtestes Werk, seine 9. Symphonie, trägt den Beinamen „An eine neue Welt“. Er verbindet darin Musik, die er im Geiste amerikanischer und indianischer Motive geschrieben hat (1. Satz) mit der Tonsprache seiner böhmischen Herkunft (3. Satz). Er schrieb das Werk während seines dreijährigen Aufenthalts in Amerika, und selbst wenn er darin keinen amerikanischen klassischen Stil entwickelte, gelang ihm doch ein bemerkenswerter Brückenschlag von Europa nach Amerika. Franz Schubert, geboren in Wien, schrieb Ländler. Robert Schumann komponierte Werke im Volkston. Dass mit der Romantik die Volksmusik auf dem Vormarsch war, verwundert nicht. Verehrte man in der Zeit der Wiener Klassik noch das Aristokratische und Prunkvolle, fand im 19. Jahrhundert ein Paradigmenwechsel statt. Man suchte das Göttliche, das Erhabene im Einfachen und Unscheinbaren. Die Natur, das Wandern darin, Kinder, die einfache Landbevölkerung, kleine Formen in Literatur und Musik, dem Phantasieren (heute wohl: Improvisieren) wurde enorme Aufmerksamkeit zuteil. Die Künstler der Zeit beschäftigten sich mit ihrer Herkunft, das Einbeziehen der Volksmusik in die Kunstmusik konnte man als „Bekenntnis zur Herkunft“ einem wachsenden Nationalstolz zurechnen.

HABEN WIR DEUTSCHEN DAS SINGEN VERLERNT?

Musik und Heimat – was in anderen Ländern lebt, hat für uns Deutsche immer auch einen bitteren Beigeschmack. Ich habe unter anderem in England studiert und war damals auch immer wieder mit einer italienischen Gruppe von Studenten unterwegs. Fast in jedem Pub, in dem wir aufliefen, wurde gesungen. Italienische Volkslieder. Alle kannten die Melodien und die Texte. Dasselbe mit den Spaniern, und was soll ich euch von den Iren erzählen? Super Stimmung und alle grölten mit!

Hand aufs Herz: Wer von euch kennt zwei deutsche Volkslieder und davon auch noch alle Strophen? Das ist ja schon bei Weihnachtsliedern eine echte Herausforderung. Was ist mit „Das Wandern ist des Müllers Lust“, „Der Mond ist aufgegangen“, „Lustig ist das Zigeunerleben“, „Auf einem Baum ein Kuckuck saß“. Einfach nur uncool? Oder steckt doch mehr dahinter? Warum finden wir es toll, wenn wir anderen Nationen zuhören, wenn sie die Lieder ihrer Heimat anstimmen, und kriegen Pickel, sobald es um das deutsche Volkslied geht? Als die NSDAP 1933 an die Macht kam, wurden unter Joseph Goebbels, dem Präsidenten der Reichskulturkammer, alle Kulturschaffenden und ihre Vereine zwangsweise vereinheitlicht und „gleichgeschaltet“. Die Reichsmusikkammer wurde zum zentralen Organ der Musiküberwachung. Nur deren Mitglieder – selbstverständlich durften nur Arier Mitglieder werden! – durften professionell Musik machen oder komponieren. Die Reichsmusikstelle führte eine Liste über „unerwünschte und schädliche Musik“ – neben Jazz und Musik jüdischstämmiger Komponisten auch viel Unterhaltungsmusik. Darunter fielen auch viele Volkslieder.

„Ausgesondert wurde etwa alles allzu Geistliche, so wurden seit 1941 keine Weihnachtslieder mehr im Rundfunk gespielt. Arbeiterlieder hatten keine Chance, auch Mundart war verpönt. Stattdessen erklangen im Volkston neu komponierte Kampflieder der Hitlerjugend (HJ) wie ‚Was ist der Tod, wo unsere Fahne weht?‘ oder ‚Wir Hüter der heiligen Flamme‘, Martialisches wie ‚Bomben auf Engeland‘, das ‚Panzerlied‘ oder die antifranzösische ‚Wacht am Rhein‘ von 1854.“ (Hellmuth Vensky, Herzlein, du darfst ruhig traurig sein. Lieder in der NS-Zeit. In: „Die Zeit“ vom 10.03.2011).

Musik wurde für Propaganda-Zwecke missbraucht. Das NS-Regime machte sich einige Komponisten zunutze, darunter „große Volkskomponisten“ wie Ludwig van Beethoven oder Richard Wagner. Andere

„GERMAN MUSIC“

Komponisten verschwanden als Schöpfer „entarteter Kunst“ ganz von der Bildfläche. Natürlich fielen jüdische Komponisten wie Felix Mendelssohn Bartholdy, Gustav Mahler oder Arnold Schönberg, aber auch Musiker, die nicht die Ideologie der Nazis teilten, wie Hanns Eisler, Alban Berg oder Igor Strawinsky, unter den Bann.

Bei so viel Verbot und Instrumentalisierung ist es kein Wunder, dass nach dem Ende der Schreckensherrschaft Hitlers und seiner Gefolgsleute niemandem mehr nach gemeinsamem Singen war. Alle Begriffe, die das Wort „Volks-“ enthielten, verursachten starken Widerwillen unter der Bevölkerung. Das fehlende Singen der Volkslieder in den Familien und in Gemeinschaft übertrug sich nun von Generation zu Generation. Das Herüberschwappen amerikanischer Unterhaltungsmusik stellte zudem eine glänzende Alternative dar. Elvis Presley, die Beatles, die Rolling Stones waren ideologisch unbelastet und boten die Möglichkeit, sich in Protest gegen die Elterngeneration zu stellen. Flower Power war angesagt, die 68er Generation war damit beschäftigt, den Mief aus Deutschland zu pusten und sich neu zu erfinden. Wem der Protest nicht lag, durfte sich mit Heintje, Freddy Quinn, Peter Alexander oder Roy Black in eine heile Schlagerwelt flüchten. Vielleicht war Heino der Einzige, der weiterhin Alben mit Volksliedern aufnahm. Meine Großeltern haben ihn gerne gehört. Doch abgesehen von dem Mann mit der dunklen Brille war das Volkslied eingeschlafen. Erst in unserer Generation erwacht der Gedanke daran neu: 2010 singen großartige klassische Sängerinnen und Sänger wie Annette Dasch und Klaus Florian Vogt Volkslieder auf CD ein („Wenn ich ein Vöglein wär - Deutsche Volkslieder“), die Jazzkantine bringt 2012 ihr Album „Die Jazzkantine spielt Volkslieder“ heraus.

Das ist natürlich noch starkes Outsourcing von Musikmachen, das eigentlich in die Häuser und Kneipen gehört und von allen Menschen selbst ausgeübt werden sollte. Wie sieht es mit dem Selbersingen aus? Chöre, die sich auf das Volkslied konzentrieren, leiden an starker Überalterung.

Doch es gibt auch Hoffnung: Unter dem Titel „Der Antistadt - Volksmusik ist Rock'n'Roll“ entstauben die Initiatoren das Volksgut im süddeutschen Raum von aller Miefigkeit. Die gleichen heimatlichen, derben, knallenden, urtümlichen Lieder, die wirklich aus dem nationalen Kultur(unter)bewusstsein der Deutschen kommen, gespielt mit Steirischer Harmonika, Schlagzeug, Bass, Gitarre, Keyboards – und alle Besucher singen lautstark mit und tanzen.

Ich wünsche mir ein solches Projekt auch in Berlin! Dazu haben wir doch den Prenzlauer Berg, Neukölln und mittlerweile auch den Wedding! Dazu musikanntenfreundliche Wirtshäuser, bei denen man kostenlos Bier und Essen bekommt, wenn man aufspielt.

Gibt es so etwas? Den „Volkston“, die Art von Musik, an der man sofort die deutsche Herkunft erkennt? Befrage ich wohlgesinnte Freunde aus den USA, welche Musik denn „typisch deutsch“ sei, ist die Antwort meist ernüchternd: Schunkelmusik, German Schlager und Rammstein. Echt jetzt? Was ist denn mit Bach, Beethoven, Schumann, Wagner – also 400 Jahre europäischer höchst erfolgreicher Kulturgeschichte. Was ist mit Reinhard Mey, Herbert Grönemeyer, Die Fantastischen Vier? Nix? Echt nix?

Na gut, German Schlager also. Was viele nicht wissen: Schlagermusik zählt zu den umsatzstärksten Genres. Rund 500 Millionen Euro soll die Schlager-Branche alleine 2010 umgesetzt haben. Dazu gehören CD-Umsätze, Konzerte, Merchandising etc. „Der deutsche Schlager hat insgesamt einen Marktanteil von rund sieben Prozent. Real dürfte der Marktanteil noch um rund ein Drittel höher liegen, denn Interpreten wie DJ Ötzi werden zu Pop gezählt, machen aber eindeutig Schlager“, so André Selleneit, Chef des Plattenlabels Ariola, gegenüber dem Handelsblatt in einem Interview.

Zu den erfolgreichsten Schlagermusikern mit den meisten verkauften CDs, zählt unangefochten noch immer Andrea Berg. Seit rund 22 Jahren ist sie mittlerweile im Geschäft. Helene Fischer hingegen erst seit zehn Jahren: 2006 erschien ihr erstes Album „Von hier bis unendlich“, was in Deutschland direkt mit 5-fach Gold ausgezeichnet wurde. Ihr aktuelles Album „Farbenspiel“ wurde in Deutschland mit 9-fach Platin und in Österreich sogar mit 10-fach Platin ausgezeichnet.

Der Schlager hat in Deutschland eine fast hundertjährige Geschichte und unterlag wie andere Musik auch während dieser Zeit verschiedenen Moden. Zu den ersten erfolgreichen Schlagerkomponisten und -künstlern gehörten die Comedian Harmonists („Mein kleiner grüner Kaktus“), Marlene Dietrich und Friedrich Hollaender („Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“), sowie Werner Richard Heymann („Ein Freund, ein guter Freund“). Vor allem die Verbreitung der Schellackplatte, der Ausbau des Rundfunks und die Erfindung des Tonfilms trugen zu deren Ruhm bei. Alle genannten Künstler ergriffen in den 30er Jahren die Flucht. Dies bedeutete einen gewaltigen Aderlass für Deutschland.

In der Nachkriegszeit wird es sehr spannend, geht man der Frage nach dem „Deutschen“ in der Musik nach: Neben in Deutschland geborenen Musikerinnen und Musikern stürmen Caterina Valente (Frankreich), Lys Assia und Vico Torriani (beide Schweiz) die Hitparade. Es folgen Rocco Granata (Italien), Connie Francis, Bill Ramsey (beide USA), Bata Illic (Jugoslawien), Karel Gott (Tschechien), Cliff Richard, Roger Whittaker (beide UK), Howard Cependale (Südafrika). Natürlich ist diese Aufzählung jetzt tendenziös. Es gab und gibt selbstverständlich auch sehr viele deutschstämmige Schlagerkünstler, doch der Deutsche Schlager wurde vor allem seit der Nachkriegszeit immer wieder durch ausländische Musiker bereichert. Auch der Megastar der Gegenwart, Helene Fischer, ist das Kind von Russland-deutschen und in Sibirien geboren, ehe sie 1988 nach Deutschland übersiedelte. Der deutsche Schlager ist also kein deutsches Produkt, sondern eine internationale Erfolgsgeschichte.



DIE MUSIKALISCHE HEIMAT

Es scheint so, als würde die Frage nach DER Musik, welche meine Herkunft repräsentiert, ins Leere laufen. Volksmusik und Volkslied werden wahrscheinlich nie wieder ein nationales Gemeinschaftsgefühl vermitteln. Bach und Beethoven taugen durch den zeitlichen Abstand auch nicht mehr richtig dazu. Wagner ist aufgrund seiner Ideologie sicher auch nicht dazu geeignet. Die Popmusik und der Jazz sind international und vor allem amerikanisch geprägt.

In einer globalisierten Welt, in der nationale Grenzen verschwinden sollten, ist das vielleicht auch keine angemessene Fragestellung. Wenn ich nach „Heimat“ in der Musik suche, interessiert mich vor allem eine „Wertegemeinschaft“. Was ich über viele Jahre erkennen durfte, war, dass für mich die

Kirchenmusik eine solche Heimat darstellt. Ich war Organist und Kirchenchorleiter in Bayern, habe in einer Kirchen-Rockband gespielt, habe die Gospelchöre in den amerikanischen Lagern Grafenwöhr und Vilseck begleitet und spiele in meiner Berliner Gemeinde und in einer Berliner Gospelband. Und wenn irgendwann meine Finanzierung steht, beende ich ein CD-Projekt, das ich mit internationalen Gospelgrößen aufgenommen habe. Dabei habe ich alten und neueren deutschen Kirchenliedern ein zeitgenössisches Gospelgewand gegeben. Das „Heilig, heilig, heilig“ aus der Schubert-Messe, „Großer Gott, wir loben dich“, „Wohin soll ich mich wenden“, die Bach-Kantaten, die Lieder von Paul Gerhard, aber auch Israel Houghton, Fred Hammond und Marvin Sapp sind

meine musikalische Heimat. Hier erlebe ich durch das gemeinsame Singen und Musizieren Heimat, Gemeinschaft, Zusammenhalt, Vergewisserung, Stärkung.

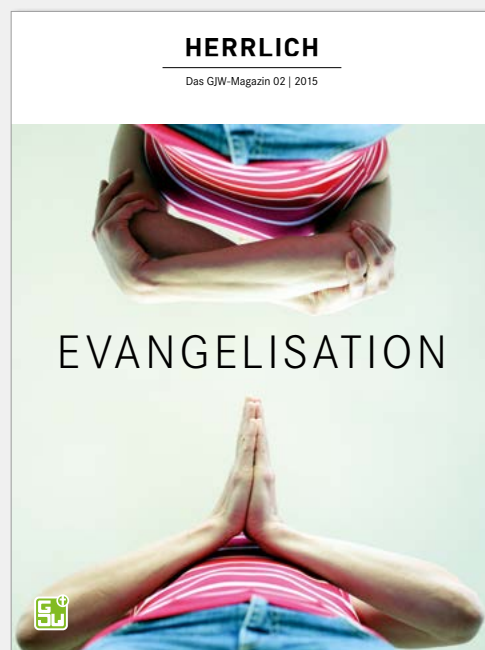
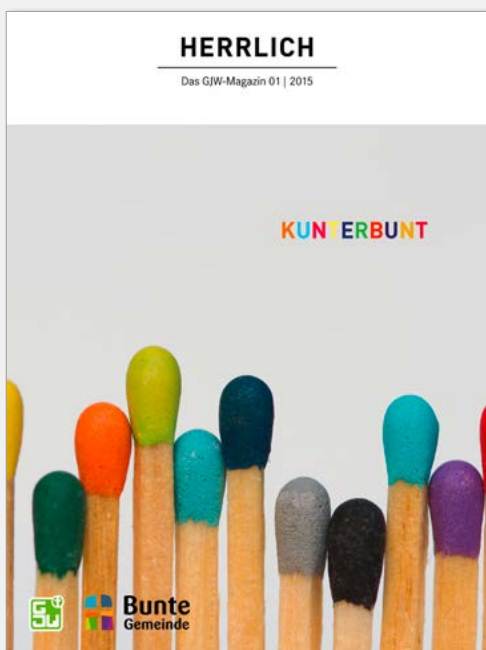
Diese musikalische Heimat kennt keine nationalen Grenzen, ist offen für Neuankömmlinge und positiv ausgerichtet. Klar, sie stellt vielleicht eine Grenze für Nicht-Christen dar, was ich aber nicht schlimm finde. Um Andersgläubige oder Atheisten zu treffen, kann ich ja auch ganz leicht meine „Heimat“ verlassen und in anderen musikalischen Gebieten „Urlaub“ machen. Ich verreise aber nur in Gebiete, die keinen ideologischen Krieg führen oder menschenverachtend denken und handeln, sondern das Gute im Blick haben! ■

”

Heimat heißt für mich ein lebendiges Wir-Gefühl mit den Menschen, mit denen man das Schicksal teilt: das Leid, aber auch die Freude und den Erfolg.

“

Kamran,
iranischer Kurde



UNTERSTÜTZEN

Dir gefällt HERRLICH? Wir freuen uns, wenn du uns mit 3 Euro für dein Exemplar unterstützt, damit wir HERRLICH weiterhin drucken und verschicken können. Du kannst das ganz einfach tun, indem du eine **SMS* mit dem Inhalt „herrlich“** an die **81190** schickst.

Wenn du ein Smartphone hast, kannst dazu einfach den QR-Code scannen.

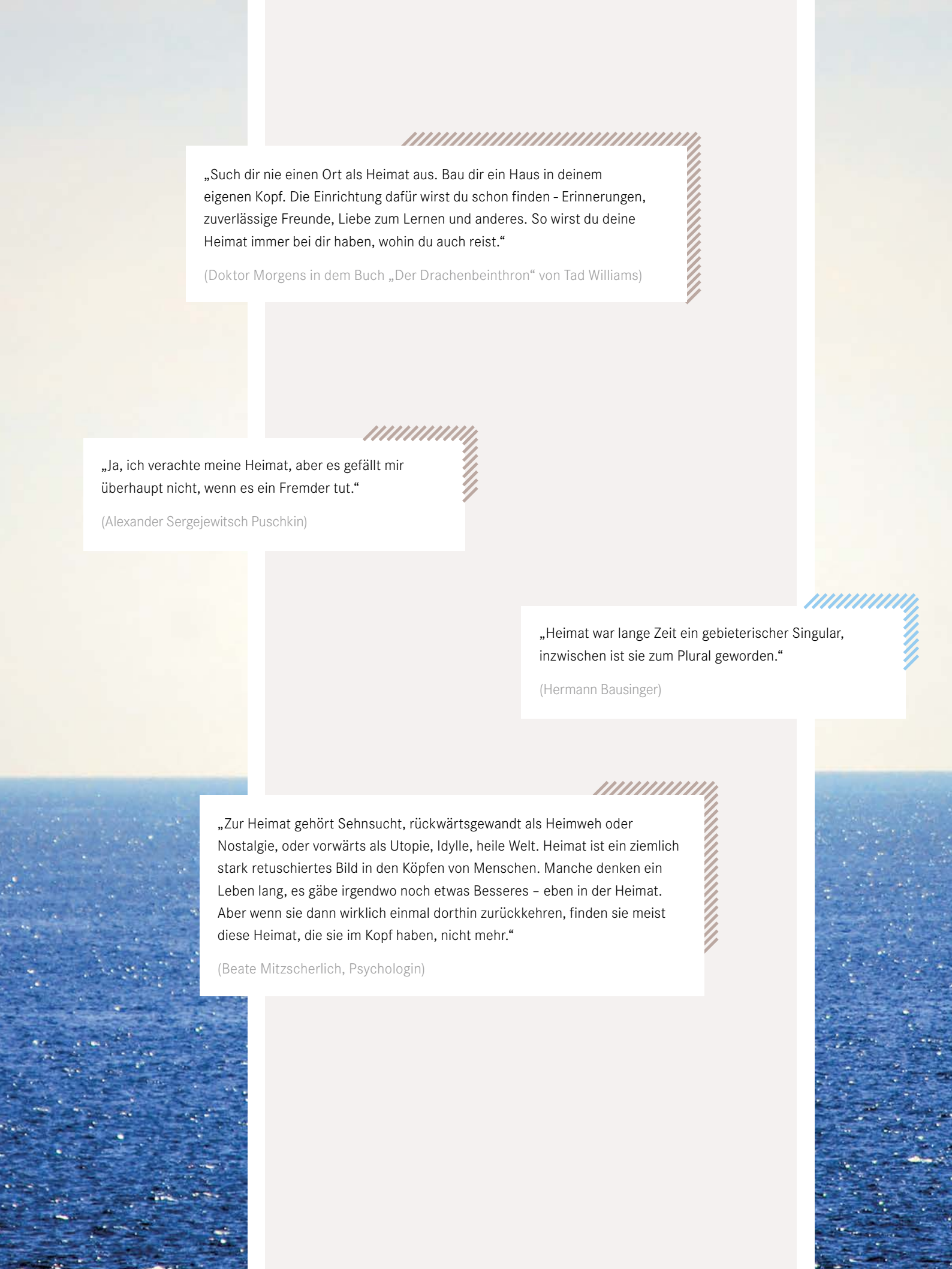
*Eine Charity-SMS kostet 3 Euro plus deine normalen SMS-Gebühren.
Von den 3 Euro kommen 2,83 Euro direkt HERRLICH zugute.



FÜR EIN SCHIFF.
OHNE HAFEN
IST KEIN WIND DER RICHTIGE.

LUCIUS ANNAEUS SENECA





„Such dir nie einen Ort als Heimat aus. Bau dir ein Haus in deinem eigenen Kopf. Die Einrichtung dafür wirst du schon finden - Erinnerungen, zuverlässige Freunde, Liebe zum Lernen und anderes. So wirst du deine Heimat immer bei dir haben, wohin du auch reist.“

(Doktor Morgens in dem Buch „Der Drachenbeinthron“ von Tad Williams)

„Ja, ich verachte meine Heimat, aber es gefällt mir überhaupt nicht, wenn es ein Fremder tut.“

(Alexander Sergejewitsch Puschkin)

„Heimat war lange Zeit ein gebieterischer Singular, inzwischen ist sie zum Plural geworden.“

(Hermann Bausinger)

„Zur Heimat gehört Sehnsucht, rückwärtsgewandt als Heimweh oder Nostalgie, oder vorwärts als Utopie, Idylle, heile Welt. Heimat ist ein ziemlich stark retuschiertes Bild in den Köpfen von Menschen. Manche denken ein Leben lang, es gäbe irgendwo noch etwas Besseres - eben in der Heimat. Aber wenn sie dann wirklich einmal dorthin zurückkehren, finden sie meist diese Heimat, die sie im Kopf haben, nicht mehr.“

(Beate Mitzscherlich, Psychologin)

DER MENSCH ALS A UND O

DER HEIMATFILM IM 21. JAHRHUNDERT



Sophie Charlotte Rieger hat ihre Magisterarbeit über den religiösen Subtext im US-amerikanischen Science Fiction-Film der 50er Jahre und des frühen 21. Jahrhunderts geschrieben. Inzwischen arbeitet sie als freie Journalistin mit den Schwerpunkten Film und Feminismus und betreibt das feministische Online-Filmmagazin filmloewin.de.

HEIMATFILME FRÜHER

🕒 4 MIN Als Kind mochte ich Heimatfilme. Hübsche Menschen vor einer hübschen Bergkulisse, die in hübschen Geschichten verwickelt waren, die immer hübsch endeten. Und gesungen wurde manchmal auch noch! Dass diese Szenarien eigentlich gar nichts mit meiner Heimat Berlin zu tun hatten, übersah ich damals großzügig. Seitdem ist viel Zeit vergangen, und nicht nur ich habe mich verändert, sondern vor allem auch die Welt, in der ich lebe. Der Heimatbegriff ist größer geworden. Er ist nicht mehr auf Deutschland begrenzt, sondern erstreckt sich über ganz Europa und oft auch über die ganze Welt. Das Internet lässt Distanzen schrumpfen und mich an Lebensrealitäten teilhaben, die – zumindest geographisch – meilenweit entfernt sind. Ich fühle mich nicht als Deutsche. Ich fühle mich als Weltbürgerin. Kein Wunder, dass der Heimatfilm in den Alpen – nicht nur für mich persönlich – ausgedient hat. Dabei ist die Globalisierung jedoch nicht der einzige Faktor, sondern auch das Konzept der „heilen Welt“. In einer Zeit, die nicht nur von Kriegen und Terrorismus geprägt ist, sondern in der Kriege und Terrorismus durch moderne Medien auch in jedes Wohnzimmer gelangen, können die hübschen Menschen vor der hübschen Bergkulisse nur noch lächerlich wirken.

HEIMATFILME HEUTE

Aber ist der Heimatfilm wirklich tot? Während in den 50er Jahren das „Schwarzwaldmädel“ in Deutschland eine neue und vor allem „heile“ cineastische Ära einleitete, entstand auf der anderen Seite des Teiches, in den USA, eine ganz andere Variante des Heimatfilms: das Science Fiction-Kino. Außerirdische Invasoren, die meist den kommunistischen Feind symbolisierten, bedrohten die amerikanische Heimat, zwangen die Menschen zusammenzurücken, sich auf ihre Werte zu besinnen und gemeinsam gegen die Bedrohung zu kämpfen. Dieser Trend brachte Filme wie „Krieg der Welten“, „Der Tag, an dem die Erde stillstand“ und „Die Dämonischen“ („Invasion of the Body Snatchers“) hervor, um nur einige wenige zu nennen. Weil eine detaillierte Analyse des Science Fiction-Kinos hier den Rahmen sprengen würde, springe ich direkt in die Gegenwart. Interessanterweise sind nämlich mit der Jahrtausendwende eben jene Geschichten wieder mächtig in Mode gekommen! Alle oben genannten Filme bekamen ein Remake mit Starbesetzung und ließen die Kinokassen weltweit ordentlich klingeln. „Weltweit“ ist hier der entscheidende Begriff! Das Hollywoodkino hat sich der Globalisierung angepasst, indem es prinzipiell nicht mehr

nur für den amerikanischen Markt produziert. Und so ist es auch kein Wunder, dass es im zeitgenössischen Science Fiction-Kino nicht mehr nur um die Bedrohung Amerikas, sondern um die der ganzen Menschheit geht. Die Heimat, die bedroht ist und verteidigt werden muss, ist nun die Erde!

Eine Variante des modernen „Heimatfilms“ ist der Space-Western. Die – meist männlich dominierten – Science Fiction-Filme der Gegenwart folgen oft einer „Frontier“-Dramaturgie: Die Grenzen der Heimat, des Bekannten, verschieben sich in unendliche Weiten – in den Weltraum.

In „Elysium“ kämpft Matt Damon als Cyborg darum, von der im wahrsten Sinne des Wortes verwüsteten Erde auf die titelgebende paradiesische Raumstation zu gelangen. Diese Raumstation ist die neue Heimat der menschlichen Elite, die Utopie, in die sich die Erdenbewohner zurückziehen, nachdem sie ihren eigenen Planeten zugrunde gerichtet haben.

Auch in Christopher Nolans jüngstem Film „Interstellar“ macht sich ein Held, hier Matthew McConaughey, auf die Reise, um eine neue Heimat zu finden. Auch in diesem Szenario hat sich die Erde sukzessive zu einer lebensfeindlichen Umgebung entwickelt. Die einzige Hoffnung besteht in der Umsiedlung auf einen anderen Planeten. Die Utopie, das Paradies, ist auch hier die einzige Lösung. Die eigene Welt ist nicht mehr zu retten, ist keine Heimat mehr.

Eine ganze andere Richtung schlagen die – interessanterweise weiblich angeführten – Franchises wie „Die Tribute von Panem“ und die „Divergent“-Filme ein. Aufwendig produzierte Blockbuster mit einem jugendlichen Zielpublikum zeigen den Kampf um eine Neuordnung der Gesellschaft und somit Geschichten, denen eine starke Heimatverbundenheit zugrunde liegt.

Den Heldinnen geht es nicht darum, Stärke zu zeigen, einen Feind zu besiegen oder in die Ferne zu fliehen, sondern darum, den Menschen ihre Heimat zurückzugeben. Um dies zu erreichen, müssen sie die vorhandenen hierarchischen Strukturen überwinden.

Im Falle von Panem sind das hermetisch abgeriegelte Distrikte, bei Divergent stark limitierte Gesellschaftsklassen. In beiden Fällen haben Machtstrukturen über Menschlichkeit triumphiert, in beiden

Fällen müssen Grenzen überwunden und nicht verteidigt werden. Die Heimat ist zu etwas geworden, was gesucht, nach dem gestrebt wird. Die Heimat ist das Andere und nicht das Vorhandene. Auch ohne Genrekino zeigt sich diese Tendenz ebenso im deutschen Film. 2013 setzte Edgar Reitz seine Heimat-Trilogie mit dem mehrfach ausgezeichneten Kinofilm „Die andere Heimat – Chronik einer Sehnsucht“ fort. Wie der Titel bereits verrät, geht es hier um die Abwesenheit von Heimat: Im von Armut geprägten Hunsrück Mitte des 19. Jahrhunderts träumt Hauptfigur Jakob vom Auswandern in das ferne Südamerika.

HEIMATFILME UND BIBLISCHE APOKALYPTIK

Diese filmischen Entwicklungen erzählen uns eine ganze Menge über unsere heutige Welt, unsere Heimat: Sie erzählen uns von der Sehnsucht nach einem Paradies, nach einem besseren Ort, einer neuen Zeit. Die Idee der christlichen Apokalyptik, also des Untergangs

einer korrumpierten Welt und der Etablierung eines paradiesischen Himmels auf Erden, dringt sichtbar in die Populärkultur.

Die Utopie ist dabei auch immer eine moralische, die Heimat auch immer eine geistige. Im Kern formulieren all diese Filme nämlich die Frage, wie wir leben wollen – nach welchen Gesetzen oder Leitlinien.

Gleichzeitig – und hier unterscheidet sich das Science Fiction-Kino maßgeblich von der biblischen Apokalyptik – rücken die oben genannten Filme den Menschen ins Zentrum, der insbesondere in „Interstellar“ zu seinem eigenen A und O wird.

Das ist weniger ein allgemeiner Abgesang an Religion als vielmehr eine Betonung der menschlichen Möglichkeiten und der menschlichen Verantwortung, die Welt zu gestalten. Heimat ist nichts, was uns selbstverständlich gegeben ist. Heimat ist etwas, das wir suchen, gestalten, bewahren müssen und können! ■

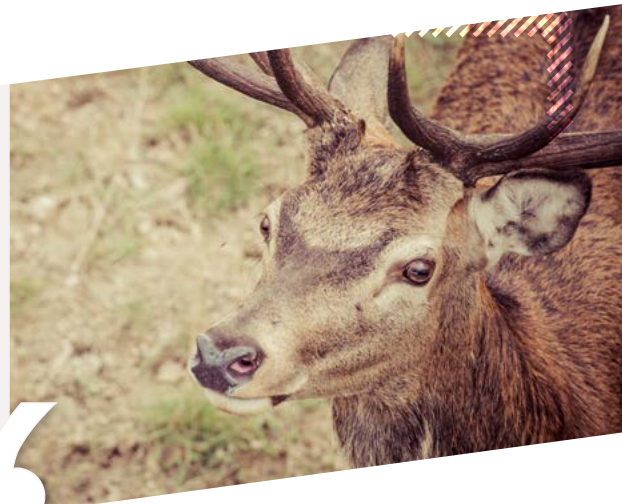
HEIMAT IST NICHTS, WAS UNS SELBSTVERSTÄNDLICH GEGEBEN IST. HEIMAT IST ETWAS, DAS WIR SUCHEN, GESTALTEN, BEWAHREN MÜSSEN UND KÖNNEN.

”

Man muss Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben.

Jean Améry

“



HEIMWEH – DIE SEHNSUCHT NACH DER HEIMAT



Pia Kuhlmann ist Kinder- und Jungscharreferentin im GJW Baden-Württemberg und kennt beides gut: Heimweh und Fernweh.

🕒 4 MIN Letzten Sommer war ich mit einer guten Freundin zweieinhalb Wochen im Urlaub auf Island. Das bedeutete ca. drei Stunden Flug aus der sommerlichen Hitze in Deutschland zu ca. zehn Grad Durchschnittstemperatur und ungefähr 18 Stunden Helligkeit. Mit einem Mietwagen wollten wir einmal die Insel umrunden.

Die Landschaft war beeindruckend, das Wetter spielte mit, und wir verstanden uns gut. Doch nach zwei bis drei Tagen fühlte ich mich unwohl, wollte nur weg, sehnte mich nach Vertrautem. Der Wind, das ständige Suchen nach geeigneten Campingplätzen und das Zelten verstärkten das Gefühl. Ich hatte Heimweh.

Aber ich bin doch 30 Jahre alt. Da hat man kein Heimweh mehr. Bei den Teilnehmenden auf Jungscharfreizeiten ist es teilweise nachvollziehbar. Aber ich? Ich müsste es doch besser wissen!

Die Online-Enzyklopädie Wikipedia beschreibt Heimweh als „Sehnsucht in der Fremde, wieder in der Heimat zu sein“.

Kann man es besser wissen, oder ist Sehnsucht ein Gefühl, das einen Missstand ausdrückt? Wie also reagieren auf die Sehnsucht nach Heimat? Mitten in Island?

Heimweh ist nicht altersbedingt. Vermutlich kommunizieren Kinder ihr Heimweh nur deutlicher und offener. Aber Heimweh kann uns alle treffen.

Das fängt bei den ersten Übernachtungen weg von zu Hause an, wird auf Klassenfahrten Thema, überkommt einen in der ersten eigenen Wohnung, begleitet Eltern beim ersten Urlaub ohne Kinder und taucht ganz sicher beim Umzug aus der eigenen Wohnung in ein Pflegeheim wieder auf. Dies alles sind Situationen, in denen wir nicht mehr in unserer vertrauten Umgebung sind, bestimmte Sicherheiten fehlen und Neues uns fordert. Uns fehlt die Heimat.

Dieses ganze HERRLICH-Magazin beschäftigt sich mit der Frage nach der Heimat. Was macht Heimat aus und was lässt sie uns vermissen? Heimat verbinden wir häufig mit einem konkreten Ort. Früher war meine Heimat dort, wo meine CD-Sammlung war. Gehen wir davon aus, dass Heimat ein Ort der

Sicherheit, des Vertrauens und der Geborgenheit ist, dann weist uns Heimweh darauf hin, dass diese Bedürfnisse im Moment nicht gestillt werden.

Darf ich als Christin Heimweh haben? In Hebräer 13,14 heißt es: „Denn diese Welt ist nicht unsere Heimat; wir erwarten unsere zukünftige Stadt erst im Himmel.“

Heißt das, wir dürfen und sollen hier kein Heimweh haben? Oder ständiges „Heimweh“ nach dem Himmel? Es ist Gottes Geschichte mit uns Menschen, immer wieder eine neue Heimat zu suchen, Heimweh zu haben und darin auch Gott zu begegnen. Zum Beispiel beim Auszug aus Ägypten: ein ganzes Volk mit Heimweh!

Gott weiß, dass wir in dieser Welt Ängste und Sehnsüchte haben, und bietet uns deshalb einen festen Ort an, wie es der Psalmist in Psalm 71,3 ausdrückt: „Sei mir wie ein schützender Fels, zu dem ich immer fliehen kann, denn du hast zugesagt, mir zu helfen. Du bist mein Fels und meine Burg.“

Was kann ich nun mitten in Island tun? Wie reagiere ich auf mein Heimweh?

” Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen.

Theodor Fontane



Hier ein paar Tipps:

- **Psalm 50,15:** „Vertraue auf mich, wenn du in Not bist, dann will ich dich erretten, und du sollst mir die Ehre geben.“ – Bete und rufe deine Sehnsucht und Angst zu Gott. Er wird mit dir gehen!
- **Verstecke dich nicht, tauche nicht ab!** Sich mit seinem Heimweh in eine stille Ecke zu verkriechen, ist angenehm, macht die Sehnsucht aber nicht besser.
- **Sprich über dein Heimweh!** Suche dir Personen, mit denen du über deine Gefühle sprechen kannst. Dinge auszusprechen verändert häufig schon Situationen.
- **Sei aktiv!** Suche dir Dinge, die dir Spaß machen, dich ablenken und auf andere Gedanken bringen.
- **Traue dich, mal etwas Neues auszuprobieren,** dich in neue, ungewohnte Situationen zu begeben.
- **Lerne neue Leute kennen!** In Heimweh-Situationen aus sich heraus und auf andere zuzugehen, ist eine große Herausforderung. Das ist vollkommen klar. Aber was kannst du verlieren?
- **Vermeide Anrufe zu Hause,** Nachrichten und ständiges Onlinesein, um die Lage zu Hause zu checken! Lass dich auf das Neue vor Ort ein.
- **Freue dich auf das, was vor dir liegt** und schaue nicht zurück.

Zurück aus Island, sitze ich eines Abends in einer Mitarbeitenden-Besprechung auf unserem Zeltlager, als ein weinendes Kind, begleitet von zwei Freunden, am Zeltein-gang steht und unbedingt nach Hause möchte. Hier werden die unerfüllten Bedürfnisse, die das Heimweh auslösen, noch einmal deutlich: Dieses Kind liegt in einem dunklen Zelt, mit ihm unbekanntem und damit beängstigenden Geräuschen, ohne die gewohnte Gute-Nacht-Geschichte und ohne die Geborgenheit vermitteln den Eltern. Für mich selbst konnten die oben genannten Empfehlungen in Island hilfreich sein. Aber wie sieht dies mit Kindern aus?

Die englische Popsängerin Birdy singt in ihrem Lied „People, help the people“ (2011): „And if you’re homesick, give me your hand and I’ll hold it“ – „Und wenn du Heimweh hast, gib mir die Hand, und ich halte sie“ (Birdy, Album: Birdy, Song „People, help the People“) Für Teilnehmende an einer Freizeit ist es wichtig, Ansprechpartner und Vertrauenspersonen zu haben und jederzeit zu wissen, wo sie diese finden können (Mitarbeitenden-Zelte markieren, in Hörweite zu den Kindern sein, Kontrollgänge machen ...). Wichtig ist, eine Atmosphäre von Sicherheit und Vertrauen herzustellen. Das heißt auch, die Teilnehmenden mit ihrer Sehnsucht nach zu Hause ernst zu nehmen.

Wie schaffe ich einen sicheren und vertrauten Ort für sie? Durch gute Kennenlernspiele für Teilnehmende und Mitarbeitende, Erkundungen des Geländes, Lichtquellen auch bei Nacht auf dem Gelände oder im Haus. Manchmal helfen auch eine Wärmflasche oder ein Tee, die ein Gefühl von Geborgenheit vermitteln – irgendetwas, was auch mir Sicherheit gegeben hat oder geben würde. Hier ist Einfühlungsvermögen gefragt. Es gibt jedoch Situationen für Teilnehmende, wo eine Abreise sinnvoll ist. Für manche Kinder ist es einfach noch nicht an der Zeit, von ihrem Zuhause entfernt zu sein. Wenn die Möglichkeit besteht, sollte man dann eine Heimreise des Kindes ermöglichen.

Die zweieinhalb Wochen Island wurden für mich zu einem unvergleichlichen Erlebnis. Mittlerweile plagt mich etwas das gegenteilige Gefühl, nämlich das Fernweh. In diesem Jahr freue ich mich jedoch auf Sommer, Sonne, Strand und Meer in Kroatien. ■



www.gjw.de/herrlich_2016_01



HEIMATGEBER FÜR HEIMATLOSE

SECHS ZUSPRÜCHE DES PROPHETEN JESAJA

Jesaja 43,1-7:

1 Aber nun spricht Gott so:

Ich habe dich geschaffen, Jakob,
und dich gebildet, Israel:

Hab keine Angst,

denn ich habe dich befreit,
ich habe deinen Namen gerufen,
zu mir gehörst du.

2 Wenn du durch Wasser gehst,
bin ich bei dir,

und Wasserströme überfluten dich nicht.

Wenn du durch Feuer gehst,
verbrennst du nicht,
und die Flamme versengt dich nicht.

3 Denn ich bin GOTT, deine Gottheit,
heilig in Israel, dir zur Rettung.

Ich gebe Ägypten als Lösegeld für dich,
Äthiopien und Saba an deiner Stelle,

4 weil du in meinen Augen teuer bist,
du mir wichtig bist und ich dich liebe.

Ich gebe Menschen an deiner Stelle
und Völker für dein Leben.

5 Hab keine Angst, denn ich bin bei dir.

Von Osten bringe ich deine Kinder
und im Westen sammle ich die Deinen.

6 Ich sage zum Norden: „Gib her!“
und zum Süden: „Halte nicht zurück!“

Ich bringe meine Söhne heim aus der Ferne
und meine Töchter von den Enden der Erde.

7 Alle, die mit meinem Namen benannt sind,
habe ich zu meinem Glanz geschaffen,
gebildet und gemacht.



Volkmar Hamp ist Theologe und
Referent für Redaktionelles in
der GJW-Bundesgeschäftsstelle.

🕒 **10 MIN** Diese Worte aus dem Buch des Propheten Jesaja gelten einem kleinen, unbedeutenden Volk, das jahrhundertlang Spielball der Großmächte war, die es umgaben. Sie gelten Verlierern der Geschichte. Sie gelten Verbannten, Heimatlosen, Ohnmächtigen, die depressiv und ohne Hoffnung an den Wassern von Babylon sitzen und weinen. Diesem Volk spricht der Prophet im Namen Gottes Mut zu. Diesem Volk sagt er: „Hab keine Angst! Fürchte dich nicht!“ Diesem Volk will Jesaja Hoffnung geben und eine Perspektive für die Zukunft eröffnen.

Aktuell wird seine Botschaft immer dann, wenn sie auf Menschen trifft, die sich – persönlich oder als Gruppe – in einer vergleichbaren Situation befinden: auf Heimatlose im buchstäblichen oder im übertragenen Sinne. Sechs „Zusprüche“ hat Jesaja für solche Menschen, sechs „Zumutungen“, die ihnen Mut machen sollen für die Zukunft.



www.gjw.de/herrlich_2016_01



14:28 MIN
34,7 MB

Der **erste Zuspruch** ist:

Ich habe dich geschaffen!

Zweimal steht diese Aussage in unserem Text – ganz am Anfang und ganz am Ende. Wie eine Klammer umgibt sie alles, was dazwischen gesagt wird.

„Ich habe dich geschaffen!“ – Das gilt zunächst dem Volk Gottes. „Ich habe dich geschaffen, Jakob, und dich gebildet, Israel!“ (Vers 1) Jeder fromme Jude denkt bei diesem Satz an die uralte Geschichte vom Kampf Jakobs am Jabbok (Genesis 32,23-33). Eine Nacht lang ringt Jakob mit einem Unbekannten, von dem sich am Ende herausstellt, dass Gott selbst dieser Kämpfer war. Weil der ihn auch bis zum Morgengrauen nicht überwinden kann, bittet er Jakob, von ihm abzulassen. Doch der antwortet: „Ich lasse dich erst los, wenn du mich segnest!“ Daraufhin fragt der Unbekannte Jakob nach seinem Namen, und als er diesen Namen erfährt, sagt er: „Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel; denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen.“

Israel – dieser neue Name, den Jakob bekommt und der zum Namen für ein ganzes Volk wird, bedeutet: „Gott streitet (für uns)“ oder „Gott möge (für uns) streiten“. Wenn Jesaja hier an diese Geschichte und an die Bedeutung dieses Namens erinnert, dann sagt er damit, dass dem auserwählten Volk Gottes auch nach hunderten von Jahren immer noch die besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge Gottes gilt. Und wenn wir diesen Text heute lesen, dann dürfen wir ihn als Christen getrost so auslegen, dass diese besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge Gottes auch dem „neuen Volk Gottes“, der Gemeinschaft der Glaubenden, der Kirche gilt.

Aber das ist nicht alles! Darum wird dieser Zuspruch „Ich habe dich geschaffen!“ am Ende unseres Textes noch einmal wiederholt: „Alle, die mit meinem Namen benannt sind, habe ich zu meinem Glanz geschaffen, gebildet und gemacht.“ (Vers 7) Was hier anklingt, ist die Erinnerung an den ersten Schöpfungsbericht der Bibel (Genesis 1,1 – 2,4a). Darin heißt es: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn!“ (Genesis 1,27)

Der Alttestamentler Claus Westermann interpretiert diesen Satz, über den viel gesagt, geschrieben und gestritten worden ist, so: „Alle Menschen hat Gott ‚zu seinem Entsprechen‘, d.h. so geschaffen, dass etwas zwischen dem Schöpfer und diesem Geschöpf geschehen kann. Das gilt dann jenseits aller Unterschiede zwischen den Menschen; es gilt auch jenseits des Unterschiedes der Religionen bzw. des Glaubens oder Nichtglaubens. Jeder Mensch in jeder Religion und in jedem Bereich, in dem die Religionen nicht mehr anerkannt werden, ist nach dem Bilde Gottes geschaffen.“

(Westermann, BKAT I/1, 218)

Der erste Zuspruch Jesajas in diesem Text ist also sehr weit und grundsätzlich: „Ich habe dich geschaffen! Du verdankst dich nicht dem Zufall. Ich habe gewollt, dass du bist. Darum will ich auch, dass du lebst und dass es dir gut geht!“

Dem entspricht der **zweite Zusage**:

Ich habe dich befreit!

Das Wort (ga'al), das hier im Hebräischen steht, meint „das Auslösen oder Freikaufen eines in Schuldhaf geratene Verwandten“ (Westermann, ATD 19, 95). Es ist also ursprünglich ein Begriff aus dem Familienrecht.

Wenn einer sich bei einem Gläubiger so sehr verschuldet hatte, dass er diese Schuld nicht mehr begleichen konnte, dann konnte er von diesem Gläubiger in „Schuldhaf“ genommen werden. Er wurde zum „Schuldklaven“ seines Gläubigers und musste so lange unentgeltlich für ihn arbeiten bis seine Schuld abbezahlt war. Es sei denn, ein Verwandter trat für ihn ein, bezahlte die Schuld und löste ihn aus.

„Ich habe dich befreit! Ich habe dich erlöst!“ Das heißt: Ich habe für die Schuld bezahlt, die eigentlich du bezahlen müsstest. Für Jesaja ist klar, dass das nicht ohne ein Opfer, ohne ein „Lösegeld“ geschehen kann. Und so interpretiert er die politischen Umwälzungen, die sich durch das Erstarken der Perser am Horizont abzeichnen, als Eingreifen Gottes, der die „Erlösung“ seines Volkes herbeiführt: „Ich gebe Ägypten als Lösegeld für dich, Äthiopien und Saba an deiner Stelle.“ (Vers 3b) Jesaja ist und bleibt damit ein Kind seiner Zeit. Er stellt sich die „Erlösung“ als „Umverteilung“ vor: Die Reichen und Mächtigen werden zum „Lösegeld“ für die Armen und Entrechteten.

Das ist ein verführerischer Gedanke, und im Blick auf manche Ungerechtigkeit in dieser Welt hat dieser Gedanke nach wie vor seine Berechtigung. Einen Ausgleich zwischen Armen und Reichen, zwischen Mächtigen und Ohnmächtigen kann es nur geben, wenn die einen zugunsten der anderen auf einen Teil ihrer Macht, ihres Besitzes, ihrer Privilegien verzichten. Aber die Logik dieser Welt, dass Heil für die einen nur durch Unheil für andere „erkauft“ werden kann, wird dadurch nicht durchbrochen. Im Gegenteil: Sie wird legitimiert, indem sie auf Gott projiziert wird.

Der aber setzt genau diese Logik außer Kraft! In Jesus Christus opfert er nicht andere, sondern sich selbst für das Heil aller. Söhne und Töchter Gottes sind jetzt nicht mehr nur das Volk Israel (oder das neue Gottesvolk: die Kirche) – Söhne und Töchter Gottes sind alle Menschen. (Sie waren es ja schon immer!): „zu seiner Ehre geschaffen, gebildet und gemacht.“ (Vers 7b)

Befreiung, Erlösung – das heißt heute: Kein Mensch muss sich sein Glück selbst verdienen und erarbeiten. Alles ist Geschenk Gottes! Und es ist genug für alle da, wenn wir es gerecht miteinander teilen. Entscheidend für unser Glück sind nämlich nicht Geld, Besitz oder Macht. Entscheidend für unser Glück ist, ob wir mit uns selbst, mit anderen Menschen und mit Gott in glückenden und beglückenden Beziehungen stehen.

Deshalb lautet der **dritte Zusage** aus unserem Text:

Ich habe deinen Namen gerufen, du gehörst zu mir!

Dass ein Name mehr ist als nur eine Bezeichnung, die das eine vom anderen unterscheidet, kennen wir aus vielen alten Überlieferungen, Sagen und Märchen. „Ach, wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß!“ sagt das böse Männchen im Märchen der Brüder Grimm. Und als die Königin seinen Namen errät, verliert es seine Macht über sie.

Aber hier bei Jesaja und bei Gott geht es nicht um Macht. Hier geht es um Beziehung. „Ich habe deinen Namen gerufen, du gehörst zu mir!“ – das erinnert an den zweiten Schöpfungsbericht der Bibel (Genesis 2,4b – 3,24), in dem der Mensch von Gott aufgefordert wird, den Tieren Namen zu geben und so in Beziehung zu ihnen zu treten.

Ein guter Vergleich aus unserem Kulturkreis ist vielleicht der Wechsel vom „Sie“ zum „Du“ in der gegenseitigen Anrede. Wenn wir einander das „Du“ anbieten, uns beim Vornamen zu nennen beginnen, dann bringen wir dadurch zum Ausdruck, dass sich in unserer Beziehung zueinander etwas verändert hat: Sie ist enger, sie ist vertrauter geworden.

„Ich habe deinen Namen gerufen, du gehörst zu mir!“ – das bedeutet: „Ich kenne dich, du bist mir vertraut, wir gehören zueinander.“ Und das sagt der allmächtige und allgegenwärtige Gott zu seinem Volk, zu uns, zu dir und zu mir. „Wir sind uns vertraut. Wir gehören zueinander. Lass uns beieinander bleiben und miteinander unterwegs sein. Dann wird alles gut!“

Etwas ganz Ähnliches meint auch der **vierte Zusage**:

Ich bin bei dir!

„Wenn du durch Wasser gehst, bin ich bei dir, und Wasserströme überfluten dich nicht. Wenn du durch Feuer gehst, verbrennst du nicht, und die Flamme versengt dich nicht.“ (Vers 2) Das ist keine Einladung zu leichtsinnigem, selbstmörderischem Verhalten. Es ist ein Versprechen der Begleitung und des Schutzes!

Etwa zu der Zeit, in der diese Worte gesprochen wurden, schrieben die Priester und Schriftgelehrten des jüdischen Volkes die finalen Fassungen ihrer Sicht auf die Geschichte Gottes mit seinem Volk auf. Die Überlieferungen vom Exodus, vom Auszug aus Ägypten und vom Einzug ins Gelobte Land, gewannen gerade jetzt, in der babylonischen Gefangenschaft, an Bedeutung. Die Erinnerung an die Begleitung Gottes auf dem gefährlichen Weg von Ägypten nach Kanaan wurde zum Vorbild für das, was dem Volk Israel jetzt bevorstand: den Weg aus dem Exil in die alte, neue Heimat zu wagen!

(vgl. Assmann, Exodus)

Gott war und ist immer ein Gott, der mitgeht, der bei uns ist. Das gilt nicht nur dem Volk Israel im 6. Jahrhundert v. Chr., das gilt allen Menschen zu allen Zeiten – auch dir und mir hier und heute! Gott ist bei uns. Er lässt uns nicht allein. Er geht mit, wohin wir auch gehen.

Warum?

Den Grund dafür liefert der **fünfte Zusage**:

Du bist mir wichtig – ich liebe dich!

Ein Ausleger schreibt dazu: „Hier ist eine der schönsten und tiefsten Erklärungen dessen, was die Bibel mit ‚Erwählung‘ meint. An eine kleine, armselige und unbedeutende Gruppe entwurzelter Menschen ergeht die Zusage: Ihr, gerade ihr seid es, denen ich mich in Liebe zugewandt habe; ihr – so wie ihr seid –, seid mir teuer und wert. Und das sagt der Herr aller Mächte und Gewalten, alles Geschehens und alles Geschaffenen.“ (Westermann, ATD 19, 97).

Ich habe dich geschaffen! Ich habe dich befreit! Ich habe deinen Namen gerufen, du gehörst zu mir! Ich bin bei dir! Du bist mir wichtig und ich liebe dich!

Die ersten fünf Zusprüche aus unserem Text beschreiben die Beziehung Gottes zu uns, so wie er sie sieht und sich wünscht und uns anbietet. Der sechste Zusage zielt auf die Zukunft dieser Beziehung. Er beschreibt, was uns erwartet, wenn wir uns auf dieses Angebot Gottes, als unser Schöpfer und Befreier bei uns zu sein und uns zu lieben, einlassen:

„Von Osten bringe ich deine Kinder und im Westen sammle ich die Deinen. Ich sage zum Norden: ‚Gib her!‘ und zum Süden ‚Halte nicht zurück!‘ Ich bringe meine Söhne heim aus der Ferne und meine Töchter von den Enden der Erde.“ (Vers 6)

Dieser sechste Zuspruch wird von Jesaja nicht auf einen Begriff gebracht, davon kann er nur erzählen! Aber es geht darum, dass das Volk Gottes in seiner Ganzheit wiederhergestellt wird. Es geht um das letzte Ziel aller Wege Gottes: dass wir alle – wie weit wir auch entfernt sein mögen von ihm – nach Hause finden, Heimat finden bei Gott. Gott ist unser „Heimatgeber“ – in diesem Leben und darüber hinaus! Und wer bei ihm Heimat findet, der wird selbst zum Heimatgeber für Heimatlose.

Ich habe dich geschaffen und gebildet, spricht der Herr, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott Israels und aller Menschen, der Schöpfer und Erhalter dieser Welt und Liebhaber von allem, was lebt. Dieser Gott sagt zu dir: Ich habe dich geschaffen und gebildet! Ich habe dich befreit! Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du gehörst zu mir! Ich bin bei dir! Du bist mir wichtig und ich liebe dich! Darum fürchte dich nicht! Hab keine Angst! Ich bin und ich gebe dir Heimat, damit auch du Heimatgeber wirst für Heimatlose. Denn alle, die mit meinem Namen benannt sind, habe ich zu meinem Glanz geschaffen, gebildet und gemacht. ■

Literatur:

- Jan Assmann, Exodus. Die Revolution der Alten Welt. Verlag C.H. Beck: München 2015.
- Claus Westermann, Genesis. 1. Teilband: Genesis 1-11 (BKAT I/1). Neukirchener Verlag: Neukirchen-Vluyn 3. Aufl. 1983.
- Claus Westermann, Das Buch Jesaja. Kapitel 40-66 (ATD 19). 5. Aufl. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen / Zürich 1986.

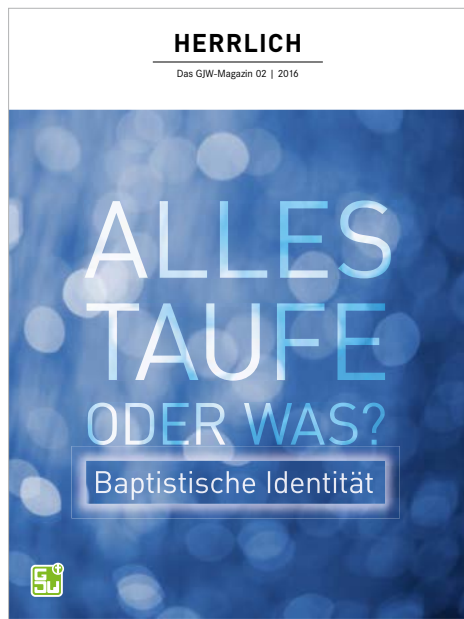
Heimat ist für mich nicht Holland,
nicht Deutschland, sondern Europa ...
Weltbürger mit einem Bein im Himmel.

Alinda



FOLGLICH

Die nächste Ausgabe von HERRLICH!



**DIE NÄCHSTE
AUSGABE VON
HERRLICH
ERSCHEINT AM
20. OKTOBER 2016**

RECHTLICH

Impressum und Bildnachweise

IMPRESSUM

© 2016 Gemeindejugendwerk des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R. (Bundesgeschäftsstelle)
Julius-Köbner-Straße 4 · 14641 Wustermark · T 033234/74-118 · F 033234/74-121 · E gjw@baptisten.de · www.gjw.de

REDAKTIONSKREIS: Dorothee Böcker, Benedikt Elsner, Bastian Friebe, Volkmar Hamp,
Antonio Israel, Cornelius Schneider und Mirko Thiele

V.I.S.D.P.: Udo Rehmann

LAYOUT: Volkmar Hamp, Mirko Thiele

DRUCK: Bonifatius GmbH · Druck | Buch | Verlag · Karl-Schurz-Str. 26 · 33100 Paderborn

TITELFOTO: Volkmar Hamp



Für das Korrekturlesen bedanken wir uns herzlich bei Mirjam Bahne.

BILDNACHWEIS

Fotos: Volkmar Hamp

außer: Seite 4: Fotos: eyelab / photocase.com (Radio); Kerstin Geiger (Wasserfall); Seite 5: Foto: ZWEISAM / photocase.com (Möhreneintopf); Seite 6: Foto: Ysbrand Brouwers (Renate Zöller); Seite 16+17: Fotos: Mirko Thiele; Seite 18: Foto: privat; Seite 21: Foto: privat (Meredith Forssman); Seite 26+27: Foto: pixarbay und A. Raupach; Seite 28: Foto: privat (Kerstin Geiger); Seite 28+29: Fotos: Kerstin Geiger; Seite 30: Foto: privat; Seite 32+33: Foto: ZWEISAM / photocase.com (Möhreneintopf); Seite 34: Foto: eyelab / photocase.com; Seite 35: Foto: privat (Peter Roth-Westdickenberg); Seite 39: Fotos: bisgleich / photocase.com (HERRLICH 01|2014); sajola / photocase.com (HERRLICH 02|2014); Seepia.de / photocase.com (HERRLICH 01|2015); inkje / photocase.com (HERRLICH 02|2015); Seite 45: Foto: Mirko Thiele; Seite 51: Foto: manun / photocase.com (HERRLICH 02|2016)

27. – 31. Juli 2016  Otterndorf



WWW.BUJU.DE

HEIMATGEBER

Sommer · Sonne · Sand · Mehr

1 Mein Essen

- A Pizza
- B Döner
- C Currywurst
- D Sushi
- E Burger
- F vegetarisch

8 Mein Style

- A Sneaker
- B Ballerina
- C Business
- D Flipflops
- E Wanderschuh
- F Pumps

3 Meine Generation

- A Grammophon
- B Schallplatte
- C Kassette
- D CD
- E mp3
- F Streaming

6 Mein Gebet

- A Händefalten
- B Hände hoch
- C Knien
- D Gemeinsam
- E Handauflegung
- F Fahrentanz

TWELVE24

WARUMLILA

VERYLIVES

FESTIVAL

BUJU 2016

Bundesjugendtreffen des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R.
Veranstalter: Gemeindejugendwerk · 14641 Wustermark

www.gju.de · www.buju.de

